

NORBERT NEUWIRTH
ISABELLA BUBER-ENNSER
BEAT FUX (HRSG.)



Familien in Österreich

Partnerschaft, Kinderwunsch und ökonomische
Situation in herausfordernden Zeiten

NORBERT NEUWIRTH
ISABELLA BUBER-ENNSER
BEAT FUX (HRSG.)



Familien in Österreich

**Partnerschaft, Kinderwunsch und ökonomische
Situation in herausfordernden Zeiten**



Das *Generations and Gender Programme* (GGP) ist ein internationales Erhebungsprogramm zur Erfassung der Hintergründe des demographischen Wandels in Europa. Die internationale Leitung obliegt dem Netherlands Interdisciplinary Demographic Institute (NIDI), die Leitung des österreichischen Teils dem Österreichischen Institut für Familienforschung (ÖIF) an der Universität Wien. Sämtliche im Konsortium des GGP-Austria vertretenen Institute sind im Autor:innenverzeichnis angeführt (Seite 80). Diese Erhebung des GGP-Austria wurde von Jaksch & Partner, Linz, durchgeführt.

Weitere Informationen auf www.ggp-austria.at.


Diese Erhebungswelle des *Generations and Gender Programme Austria* wurde von folgenden öffentlichen Stellen gefördert:

 Bundeskanzleramt

 Bundesministerium
Bildung, Wissenschaft
und Forschung

Impressum

Österreichisches Institut für Familienforschung (ÖIF)
an der Universität Wien
Grillparzerstraße 7 / 9
A-1010 Wien

 +43 1 4277 489 01

 info@oif.ac.at

 www.oif.ac.at

DOI: [10.25365/phaidra.450](https://doi.org/10.25365/phaidra.450)

Herausgeber und Redaktion:

Norbert Neuwirth, Isabella Buber-Ennser, Beat Fux

Lektorat: Sylvia Trnka, Elisabeth Janisch

Bildnachweis: Cover: shutterstock / Boguslaw Mazur und shutterstock / Azizah's;

S. 1: shutterstock / Azizah's; S. 9, 41, 57, 71: freepik premium / freepik (Bearbeitung: donaugrafik);

S. 27: freepik premium / freepic.diller; S. 77: freepik premium / Allexxandar

Grafische Gestaltung, Layout und Infografiken:

donaugrafik Schepelmann & Tettinger OG, Gramatneusiedl

Druck: Print Alliance, Bad Vöslau

Erschienen im Dezember 2023

Vorwort

Demographische Entwicklungen finden in unserer Wahrnehmung nur langsam statt. Dennoch sind sie nachhaltig: Sie prägen sowohl die derzeitige gesellschaftliche Entwicklung als auch die der nachfolgenden Generationen. Sie stehen in Wechselwirkung mit dem Sozialsystem, der wirtschaftlichen Entwicklung und damit der Wohlstandsentwicklung, indem sie sich einerseits auf diese zentralen Einflussfaktoren der gesellschaftlichen Kohäsion auswirken, andererseits aber auch durch diese bedingt sind. Ergebnisse von Veränderungen in diesen Parametern schlagen sich in der demographischen Entwicklung nieder, die ihrerseits Einfluss auf diese Parameter hat.

Der fortschreitende Wandel der Familienstrukturen und der Geschlechterrollen, die Verschiebung der Altersstruktur und die Migration sind zwar deutlich erkennbar, erfahren aber von Öffentlichkeit und Politik nicht die ihnen gebührende Beachtung. Gerade deshalb ist es wichtig, Verhaltensparameter, die für den demographischen Wandel wesentlich sind, anhand eines geeigneten Instrumentariums zu messen, um die damit verbundenen Entwicklungen rechtzeitig zu erkennen und darauf reagieren zu können.

Das internationale *Generations and Gender Programme* (GGP) wurde exakt zu diesem Zweck entwickelt. Den Teilnehmenden werden nicht nur Fragen zu ihrer gegenwärtigen Situation, sondern auch gezielte retro- wie prospektive Fragen gestellt, die ihre bisherige sowie die geplante individualbiographische Entwicklung abbilden. Als Panelstudie erfasst das GGP nach einigen Jahren auch die Umsetzung dieser Pläne, sodass systematische Muster der Realisierung, Verschiebung oder Revidierung individueller Vorhaben, die für den gesellschaftlichen demographischen Wandel entscheidend sind, vor dem Hintergrund der persönlichen Entwicklung herausgearbeitet werden können. Geht man davon aus, dass es zu den zentralen Aufgaben eines demokratischen Systems zählt, den Menschen die Erfüllung ihrer Lebenswünsche zu ermöglichen, liegt in diesen Daten nicht nur ein wichtiger Schlüssel zum Verständnis des demographischen Wandels, sondern auch zur Legitimation des politischen Systems.

Der vorliegende Band gibt einen ersten Einblick in einige der aufgeworfenen Fragen. Manche Kapitel vergleichen auch Ergebnisse mit denen voriger Erhebungswellen. Obwohl hier nur kompakte, punktuelle Betrachtungen wiedergegeben werden, lässt sich das analytische Potential des GGP erahnen. Alle Forschenden sind aufgefordert, von diesen Daten Gebrauch zu machen!

Der österreichische Teil des internationalen GGP wurde erneut vom Österreichischen Institut für Familienforschung (ÖIF) geleitet. Das Projekt wurde in enger Kooperation der Universitäten Wien und Salzburg, der Österreichischen Akademie der Wissenschaften sowie den internationalen Kooperationspartnern entwickelt. Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter aller eingebundenen Institute haben auch Beiträge für diesen Band verfasst.

Ich danke allen Beteiligten einschließlich der finanzierenden Ministerien für das Engagement, den Willen zur Kooperation und die zeitliche Disziplin in der Erfüllung der unzähligen Einzelaufgaben, die für das Gelingen eines solchen Projekts unerlässlich sind!

Univ.-Prof. Dr. Wolfgang Mazal
Institutsleiter ÖIF

Inhaltsverzeichnis

Einleitung

1	Das internationale <i>Generations and Gender Programme</i>	6
2	GGP.at – das <i>Generations and Gender Programme</i> in Österreich.....	7
3	Kinderzahlen in Österreich.....	8

Familie und Partnerschaft

4	Wo sich Paare kennenlernen.....	10
5	Paare in Österreich: Gleich und gleich gesellt sich gern.....	11
6	Partnerschaftsstatus und Heiratspläne.....	12
7	Living Apart Together – Paarbeziehungen über Haushaltsgrenzen hinweg.....	13
8	Gleichgeschlechtliche Paare.....	14
9	Zufriedenheit und Konflikte in Partnerschaften.....	15
10	Der Anfang vom Ende? Trennungsgedanken bei Paaren.....	16
11	Partnerschaften und Migrationshintergrund.....	17
12	Partnerschaftsverläufe.....	18
13	Bildung und Alter der Frauen bei der ersten Geburt.....	19
14	Eigene Kinder, Stief-, Adoptiv- und Pflegekinder.....	20
15	Bei wem leben die Kinder?.....	21
16	Vater-Kind-Beziehung nach der Trennung der Eltern.....	22
17	Bildungsaufstiege in Österreich.....	23
18	Wer sind die Nesthocker?.....	24
19	Familien und Haushaltsformen.....	25
20	Aspekte intergenerationeller Beziehungen.....	26

Kinderwunsch

21	Sind Kinder wichtig für ein erfülltes Leben?.....	28
22	Kinderwunsch und Kinderzahl von Frauen nach formaler Bildung.....	29
23	Eins, zwei oder drei? Zur idealen Kinderzahl.....	30
24	Zwei-Kind-Ideal und Migrationshintergrund.....	31
25	Religion und Kinderzahl.....	32
26	Unsicherheiten im Kinderwunsch.....	33
27	Kinderlosigkeit: Gewollt oder ungewollt?.....	34
28	Einzelkinder und Kinderwunsch.....	35
29	Die (un)geplante Elternschaft.....	36
30	Kinderwunsch nach Altersgruppen: Kinderlose vs. Eltern.....	37
31	Erfahrungen mit Unfruchtbarkeit.....	38
32	Prävalenz der assistierten Reproduktion bei Männern und Frauen.....	39
33	Kinderwunsch und Kinderzahl: 2009 und 2023 – ein Vergleich.....	40

Familien als Leistungsträger

34	Erwerbstätigkeit im Paarkontext	42
35	Paare im erwerbsfähigen Alter	43
36	Der Work-Life-Balanceakt	44
37	Arbeiten zu Tagesrandzeiten und am Wochenende	45
38	Homeoffice und Stressbelastung	46
39	Entscheidung über das Erwerbsausmaß	47
40	Wie viele Wochenstunden sollten Väter und Mütter erwerbstätig sein?	48
41	Leiden Kinder unter mütterlicher Berufstätigkeit?	49
42	Einstellungen zur Gleichstellung der Geschlechter in den Bereichen Bildung und (unbezahlte) Arbeit	50
43	Arbeitsteilung im Haushalt	51
44	Kinderbezogene Tätigkeiten in Paarhaushalten: Wer ist dafür zuständig?	52
45	Zufriedenheit mit Aufteilung von Hausarbeit und Kinderbetreuung	53
46	Können sich Frauen oder Männer besser um kleine Kinder kümmern?	54
47	Organisation der Kinderbetreuung und die Bedeutung informeller Unterstützungsangebote	55
48	Aufteilung der unbezahlten Arbeit im Zeitvergleich	56

Ökonomische Situation und Wohlbefinden

49	Die Einkommens- und Vermögenssituation von Familien	58
50	Innerfamiliäre Transfers - vom Nehmen und Geben	59
51	Wohnstatus und finanzielle Situation	60
52	Umzugs- und Auswanderungsabsichten	61
53	Das Gefühl der sozialen Inklusion	62
54	Gesundheitszustand und Herausforderungen - eine Momentaufnahme	63
55	Kinder und Lebenszufriedenheit	64
56	Psychisches Wohlbefinden: Depressionsrisiko	65
57	Stress im Lebensverlauf: Manifestationen in verschiedenen Lebensbereichen	66
58	Gesundheitsbezogener Stress, Familie und Pflegeverpflichtungen	67
59	Die Prävalenz von gesundheitsbezogenem Stress in sozialen Gruppen	68
60	Glücksgefühl und soziale Netzwerke nach Geburtsland	69
61	Reduzieren Kinder die Onlinezeiten Erwachsener?	70

Krise und Auswirkungen

62	Auswirkungen multipler Krisen	72
63	Wie gehen Familien mit der Teuerung um?	73
64	Krisenauswirkungen - was erwarten Familien?	74
65	Das Auskommen mit dem Einkommen	75
66	Kinderwunsch krisenbedingt geändert?	76

Anhang

	Quellenverzeichnis	78
	Autor:innenverzeichnis	80

1 Das internationale Generations and Gender Programme

NORBERT NEUWIRTH • ISABELLA BUBER-ENNSER

Das *Generations and Gender Programme* (GGP) wurde Anfang der 2000er Jahre von den Vereinten Nationen (UNECE) ins Leben gerufen. Es ist ein international durchgeführtes Projekt, anhand dessen Familiengründung, Familienleben, Stabilität von Familien und deren wechselseitige Einflüsse auf andere Lebensbereiche studiert werden können. Das Programm umfasst vorrangig europäische Länder und ermöglicht Vergleiche von demografischen Entwicklungen. Zudem sind auch Länder und Regionen außerhalb Europas in das GGP involviert.

Standardinstrument der empirischen Familienforschung

Das GGP hat sich zu einem Standardinstrumentarium der empirischen Sozialforschung im Bereich der Familien- und Fertilitätsforschung entwickelt. Es ist so konzipiert, dass Personen in einem Abstand von mindestens drei Jahren zweimal befragt werden. Damit können u. a. erhobene Zukunftspläne mit den späteren Entwicklungen verglichen und Abweichungen systematisiert untersucht werden.

Ab Mitte der 2000er Jahre wurde die erste Erhebungswelle in insgesamt 19 Ländern durchgeführt. Jeweils im

Abstand von drei bis vier Jahren kam dann die Zweiterhebungswelle. Österreich nahm 2008/09 und 2012/13 an dieser Erhebungswelle (GGP-I) teil. Basierend auf den erhobenen Daten konnten zahlreiche strukturelle Zusammenhänge der Familienforschung aufgezeigt sowie international verglichen und analysiert werden.

Zweite Erhebungswelle (GGP-II) soeben gestartet

Bereits seit der zweiten Hälfte der 2010er Jahre, aber insbesondere aufgrund der gegenwärtig europaweiten und globalen Krisen, verändern sich die Lebensumstände der Menschen wesentlich. Es sind einschneidende demografische Verschiebungen zu erwarten, die sich über viele Jahre fortsetzen werden. Um diese systematisch vergleichbar erfassen und analysieren zu können, wurde eine zweite Erhebungswelle (GGP-II) mit ebenfalls zwei Befragungswellen entwickelt. Damit steht der Forschung ein strukturierter Datenpool zur Verfügung, der sowohl international wie intergenerational vergleichende Analysen ermöglicht.

Die Mehrheit der Länder, in denen GGP-I durchgeführt wurde, befindet sich aktuell in bzw. vor der ersten Erhebungswelle zu GGP-II (in Abb. 1.1 dunkelgrün).

Sechs GGP-I Länder setzen das Programm bislang nicht fort (grau). Jedoch sind zahlreiche neue Länder dem laufenden Programm (GGP-II) beigetreten (hellgrün) und weitere planen zu folgen. Das GGP ist das wichtigste familienwissenschaftliche Erhebungsprogramm in Europa. Es wird inhaltlich wie methodisch kontinuierlich weiterentwickelt. Das GGP wurde im Jahr 2021 als neues Projekt auf die ESFRI-Roadmap (European Strategy Forum on Research Infrastructures) aufgenommen und ist im Begriff sich organisatorisch und rechtlich als europäische Forschungsinfrastruktur zu konstituieren.

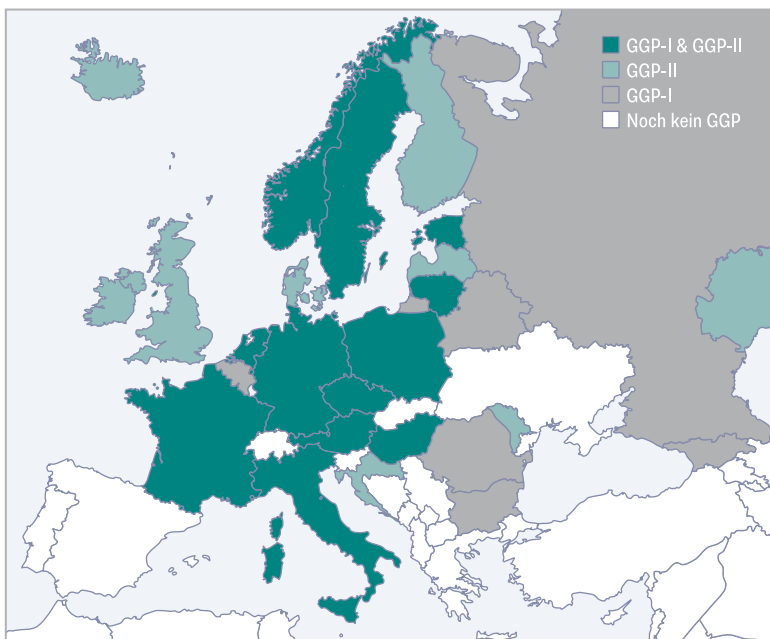


Abbildung 1.1: GGP-Länder in Europa, Stand Juni 2023

2 GGP.at – das *Generations and Gender Programme* in Österreich

NORBERT NEUWIRTH

Österreich hat frühzeitig an der Entwicklung des internationalen *Generations and Gender Programme* (GGP) mitgewirkt und konnte so seine Erfahrungen mit dem Vorläuferprogramm des GGP, dem *Family and Fertility Survey* (FFS), einbringen. Der FFS wurde in Österreich vom Österreichischen Institut für Familienforschung (ÖIF) geleitet und im Jahr 1996 vom INTEGRAL-Institut erhoben. Darüber hinaus wurde eine begleitende GGP-Kontextualdatenbank aufgebaut, in der länder- und regionenspezifische makroökonomische wie demographische Daten harmonisiert aufbereitet werden. Diese harmonisierten Kontextualdaten werden gemeinsam mit den erhobenen Umfragedaten strukturiert analysiert.

GGP-I: eine klassische Felderhebung über das gesamte Bundesgebiet

Die erste Erhebungswelle (GGP-I, Welle 1) wurde 2008/09 durchgeführt. Statistik Austria wurde mit der Durchführung der Felderhebung mit 5.000 persönlichen Interviews beauftragt. Anschließend erfolgte die Harmonisierung und Implementierung der erhobenen Daten unter der Leitung des ÖIF in Kooperation mit der Österreichischen Akademie der Wissenschaften (ÖAW). Seit Ende 2009 stehen diese Daten der internationalen Forschung zur Verfügung.

Die zweite Erhebungswelle des GGP-I wurde in Österreich 2012/13 durchgeführt. Mit einer Wiederbefragungsrate von knapp 80 % und einer vielfach bestätigten hohen Datenqualität samt detaillierter Gewichtungs- und Hochrechnungsverfahren konnte Österreich einen wertvollen Beitrag zum internationalen GGP leisten. Gleichzeitig wurde das GGP.at auch zunehmend zu einem Standardinstrument der rein österreichbezogenen Familienforschung.

GGP-II: eine umfassende Online-Erhebung

Die im GGP.at-Konsortium vertretenen Institute der Universität Wien, der ÖAW sowie der Universität Salzburg erkannten bereits Ende der 2010er Jahre, dass die rezenten Entwicklungen nur durch eine Folgeerhebung gut erfassbar gemacht werden können. Nach eingehenden Verhandlungen mit den verantwortlichen Stellen wurde Ende 2021 die aktuelle Erhebung beschlossen.

Auch diese Erhebungswelle leitet das ÖIF. Die Felderhebung wurde von Jaksch&Partner durchgeführt.

Wie in allen teilnehmenden Ländern wurde für die nun anstehende Erhebungsrunde (GGP-II) die Stichprobe neu gezogen, die Fragenkataloge sind aber gut mit der Ersterhebung vergleichbar. So können die Verschiebungen der Lebensrealitäten der untersuchten Jahrgangskohorten bestmöglich abgebildet werden. Es wurden Personen befragt, die zum Stichtag Mitte September 2022 im Alter von 18–59 Jahren waren. Die Feldphase wurde per 15. März 2023 erfolgreich abgeschlossen.

Aus den geprüften und bereinigten Daten (Abb. 2.1) wurden die in dieser Publikation zusammengefassten Kurzstudien erstellt. Es folgen eingehende analytische Arbeiten zu Kinderwunsch, Fertilität, Partnerschaftsformen, Konfliktpotenzialen und zur Stabilität von Paarbeziehungen sowie deren Zusammenhänge mit Erwerbsbeteiligung, innerfamiliärer Arbeitsteilung, intergenerationalen Zusammenhalt, Komplexität von Familienstrukturen u. v. m. – sowohl rein österreichbezogen als auch international vergleichend. Interessierte Forscher:innen können via www.ggp-austria.at Datenzugang erhalten.

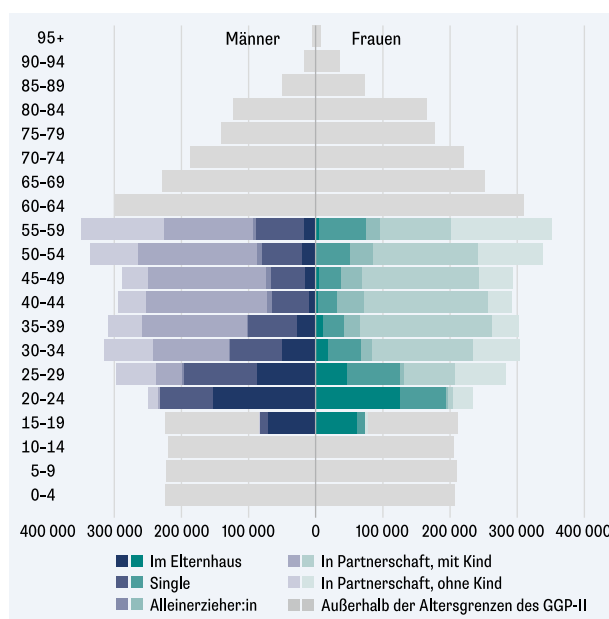


Abbildung 2.1: Im GGP-II erfasste Bevölkerungsgruppe (Alter: 18–59) nach derzeitiger Rolle in der Familie

3 Kinderzahlen in Österreich

KRYŠTOF ZEMAN • TOMÁŠ SOBOTKA

Die meisten Frauen in Österreich, die im Laufe des zwanzigsten Jahrhunderts geboren wurden, hatten eine kleine Familie mit bis zu zwei Kindern. Die Daten im „Geburtenbarometer Österreich“, die auf das Jahr 2022 fortgeschrieben wurden, bieten ein detailliertes Bild der langfristigen Entwicklung von Fertilität und Kinderzahlen in Österreich.

Durchschnittliche Kinderzahl pro Frau sank von 2,5 auf 1,6

Österreichs relativ niedrige Fertilitätsraten sind eng mit hoher Kinderlosigkeit verbunden. Nur bei zwischen Ende der 1920er und Anfang der 1940er Jahre geborenen Frauen zeigt sich ein anderes Muster, nämlich höhere Fertilität und niedrigere Kinderlosigkeit. Diese Frauen heirateten, gründeten Familien und bekamen Kinder in der Zeit des Wirtschaftsaufschwungs nach dem Zweiten Weltkrieg. Sie trugen so auch zum Babyboom der späten 1950er und 1960er Jahre bei. Einen Höchststand erreichten die Fertilitätsraten bei den um 1935 geborenen Frauen, die im Durchschnitt 2,5 Kinder bekamen, wobei mehr als 40% drei oder mehr Kinder hatten. Für Mütter betrug die durchschnittliche Zahl der Kinder 2,8 (Abb. 3.1).

Danach sanken die Fertilitätsraten der jüngeren Frauengenerationen, die erst später in ihrem Leben eine Familie gründeten. Ende der 1940er Jahre geborene Frauen hatten durchschnittlich zwei Kinder, während Ende der 1950er Jahre geborene Frauen etwa 1,8 Kinder

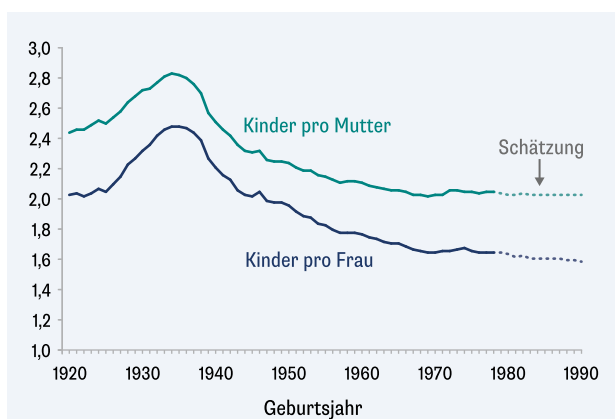


Abbildung 3.1: Durchschnittliche Kinderzahl pro Frau und pro Mutter, Frauen der Geburtsjahrgänge 1920–1990

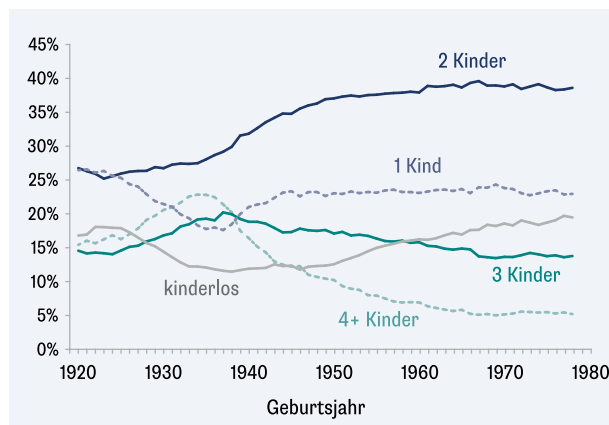


Abbildung 3.2: Lebendgeburten (Parität) von Frauen der Geburtsjahrgänge 1920–1978

hatten. Fertilitätsraten stabilisierten sich dann bei etwa 1,65 Kindern pro Frau bei den in den 1970er Jahren Geborenen. Dies ist deutlich höher als die Gesamtfertilitätsraten, die in den 2000er Jahren, als diese Frauen im besten gebärfähigen Alter waren, bei etwa 1,4 lagen. Ein Teil des Fertilitätsrückgangs ist auf die zunehmende dauerhafte Kinderlosigkeit zurückzuführen. Für Mütter ist die Kinderzahl bemerkenswert stabil geblieben und liegt im Durchschnitt bei knapp über zwei.

Zwei-Kind-Norm hat sich etabliert

Abbildung 3.2 zeigt im Detail, wie sich die Kinderzahl der Frauen in Österreich verändert hat. Bei den ab Mitte der 1930er Jahre Geborenen ist der Rückgang der Fertilität vor allem auf einen stark rückläufigen Anteil der Frauen mit größeren Familien zurückzuführen. Der Anteil der Frauen mit vier oder mehr Kindern sank auf nur 5%, während jener der Frauen mit zwei Kindern weiter zunahm und Zwei-Kind-Familien wesentlich häufiger wurden als andere Familienkonstellationen. Auch die Kinderlosigkeit stieg von einem Tiefstand von 12% bei den in den 1930er und 1940er Jahren geborenen Frauen auf deutlich höhere 18–19% bei den Ende der 1960er Jahre geborenen Kohorten. Laut vorläufigen Schätzungen für die 1980er-Kohorten wird die Kinderlosigkeit weiter zunehmen und für die in den 1990er Jahren Geborenen 23–24% betragen.



Familie und Partnerschaft

4 Wo sich Paare kennenlernen

MARIE-CAROLINE COMPANS • EVA BEAUJOUAN

Die Orte, an denen sich Paare zum ersten Mal treffen, geben interessante Einblicke in das Umfeld der Menschen und in die Gesellschaft, in der sie leben. Im GGP wurde erhoben, wo die Befragten ihre aktuellen und früheren Lebenspartner:innen kennengelernt haben. Auch persönliche Merkmale sind äußerst relevant für den Ort der ersten Begegnung.

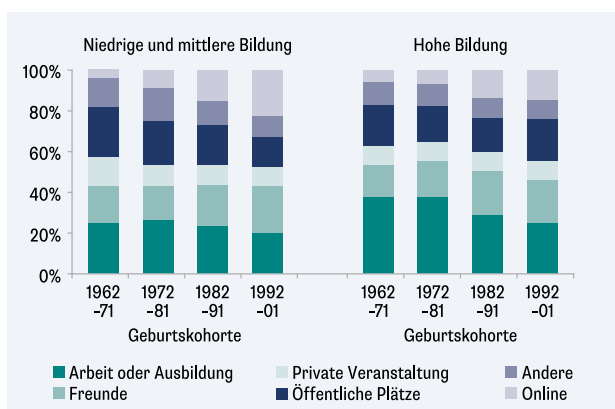


Abbildung 4.1: Wo Männer und Frauen ihre ersten Lebenspartner:innen kennengelernten, nach Bildungsniveau und Geburtskohorte (%)

Ort der ersten Begegnung variiert nach Bildungsniveau und Geburtskohorte

In den 1960er Jahren geborene Männer und Frauen mit hoher Bildung (kurze Hochschulausbildung, Bachelor oder höher) lernten ihre ersten Partner:innen häufig während der Ausbildung oder am Arbeitsplatz kennen (Abb. 4.1). Das gilt in geringerem Maß für Gruppen mit niedriger Bildung, die ihre Partner:innen häufiger an öffentlichen Orten (vor allem in Bars oder Clubs) kennengelernten. Diese Charakteristika haben über die Kohorten hinweg an Relevanz verloren. Stattdessen ist das Kennenlernen des ersten Lebenspartners bzw. der ersten Lebenspartnerin über das Internet (meist über Dating-Apps) in allen Bildungsgruppen nun weiter verbreitet. Bei den zwischen 1992 und 2001 geborenen Männern und Frauen haben 15% der Hochgebildeten und 23% der Niedriggebildeten ihre ersten Partner:innen online kennengelernt. Online-Dating ersetzt bis zu einem gewissen Grad das Kennenlernen an öffentlichen Orten oder am Arbeitsplatz und während der Ausbildung. Dies gilt jedoch nicht für das

private Umfeld bzw. den Freundeskreis, wo das Kennenlernen in allen Bildungsgruppen und Kohorten nach wie vor recht verbreitet ist.

Gleichgeschlechtliche Paare lernen sich häufiger im Internet und seltener an öffentlichen Orten kennen

Zum Zeitpunkt der Erhebung lebten mehr als hundert der Befragten in einer gleichgeschlechtlichen Lebensgemeinschaft. Heterosexuelle Paare lernten sich etwas häufiger über Freunde, private Veranstaltungen, Arbeit oder Ausbildung kennen als gleichgeschlechtliche Paare: 53% der heterosexuellen und 44% der gleichgeschlechtlichen Paare haben sich auf diese Weise gefunden (Abb. 4.2). Interessant ist, dass sich gleichgeschlechtliche Paare hauptsächlich über das Internet kennengelernt haben (46%), und zwar deutlich häufiger als heterosexuelle Paare (11%). Die meisten Personen, die derzeit in einer gleichgeschlechtlichen Partnerschaft leben, wurden in den 1980er Jahren oder später geboren, aber die Zunahme der Online-Partnersuche ist in allen untersuchten Kohorten zu beobachten. Der „Markt“ potenzieller Partner:innen für Lesben, Schwule und Bisexuelle ist kleiner, während Heterosexuelle deutlich mehr Möglichkeiten haben, potenzielle Partner:innen kennenzulernen: Im Vergleich zu Befragten in gleichgeschlechtlichen Partnerschaften trafen sie sich häufiger zum ersten Mal an öffentlichen Orten (20% gegenüber 8%) wie Bars oder Clubs, auf Urlaubs- oder Geschäftsreisen, in einer sozialen Organisation, einem Gesundheits- oder Fitnessclub, bei der Freiwilligenarbeit, in der Kirche oder über die Familie (unter „Andere“ erfasst).

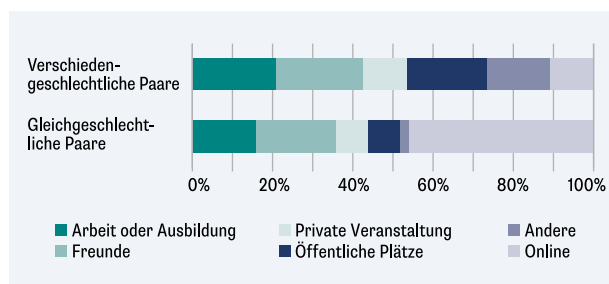


Abbildung 4.2: Wo gleich- und verschiedengeschlechtliche Männer und Frauen ihre derzeitigen Partner:innen kennengelernten (%)

5 Paare in Österreich: Gleich und gleich gesellt sich gern

BERNHARD RIEDERER

Auch wenn es immer wieder heißt, dass sich Gegensätze anziehen, so sind sich die Partner:innen in Österreich doch in vielerlei Hinsicht sehr ähnlich.

Ähnliche Bildung, aber andere Berufe

Betrachtet man das Bildungsniveau von Partner:innen, so fällt die Ähnlichkeit zwischen ihnen sofort auf. Legt man die *International Standard Classification of Education* (ISCED 0-8) zugrunde, weisen in 48 % der Fälle beide die gleiche ISCED-Stufe auf. Zwischen heterosexuellen Paaren (48 %) und anderen Paaren (46 %), in denen entweder beide Partner:innen männlich oder weiblich oder zumindest ein Teil divers sind, zeigen sich kaum Unterschiede. Wird nur zwischen Primär- und unterem Sekundarbereich (geringerer Bildung), oberem Sekundarbereich und Postsekundarbereich (mittlerer Bildung) sowie tertiärer Bildung (höherer Bildung) unterschieden, steigt der Anteil der Paare mit gleichem Bildungsniveau sogar auf 64 %. Betrachtet man jedoch die Berufe anhand der *International Standard Classification of Occupation* (ISCO Einsteller 0-9), so finden sich nur bei rund einem Viertel der Paare (26 %) beide Partner:innen in derselben Berufsgruppe wieder.

Unterscheidet man nach Tätigkeit und Verantwortungsumfang der Berufsgruppen zwischen Oberschicht (ISCO 1 und 2), oberer Mittelschicht (ISCO 3),

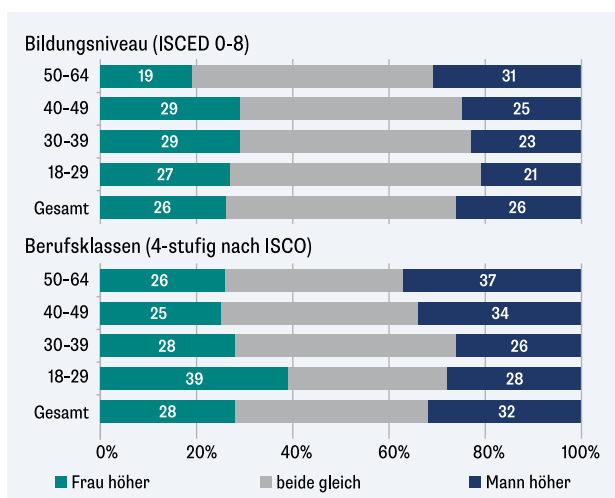


Abbildung 5.1: Bildungs- und Berufskonstellation von heterosexuellen Paaren mit einem Altersunterschied von weniger als fünf Jahren nach Alter der älteren Person (%)

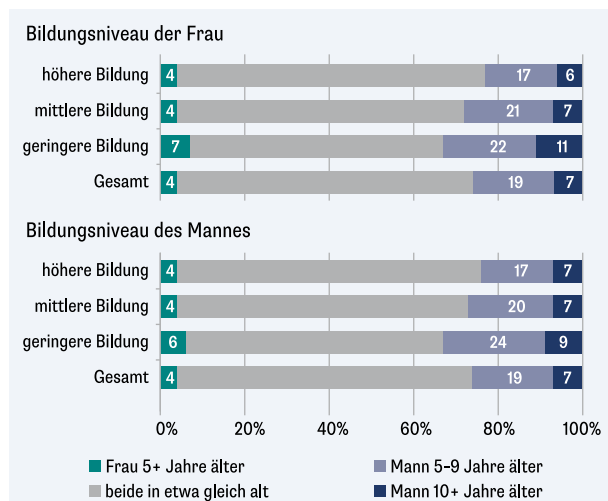


Abbildung 5.2: Altersunterschiede bei heterosexuellen Paaren nach Bildungsniveau (%)

unterer Mittelschicht (ISCO 4, 6, 7, 8) und Unterschicht (ISCO 5, 9), wird deutlich, wie sich die Konstellation innerhalb der heterosexuellen Paare über die Generationen entwickelt hat: Bei den älteren Paaren sind es häufiger die Männer, die höheren Bildungs- und Berufsklassen angehören, während es bei den jüngeren Paaren häufiger die Frauen sind (Abb. 5.1).

Altersunterschiede und Herkunft

Nicht nur in Bezug auf die Bildung sind sich die Partner:innen meist sehr ähnlich. Bei rund 69 % der Paare beträgt der Altersunterschied weniger als fünf Jahre, bei 29 % nur ein Jahr oder weniger. Auch hier unterscheiden sich heterosexuelle Paare kaum von anderen. Interessant ist jedoch, dass sich deutliche Unterschiede nach Bildung zeigen: Bei Männern und Frauen mit geringerem Bildungsniveau sind die Altersunterschiede größer (Abb. 5.2).

Bei 70 % der Paare sind beide Partner:innen in Österreich geboren. Nicht-heterosexuelle Paare sind in dieser Hinsicht heterogener (beide in Österreich geboren: 55 %). Bei heterosexuellen Paaren ist die Bildung beider besonders hoch bei jenen Paaren, bei denen nur ein Teil des Paares in Österreich geboren wurde. Der Altersunterschied ist größer bei jenen Paaren, bei denen nur der Mann Österreich als Geburtsland angibt.

6 Partnerschaftsstatus und Heiratspläne

ANDREAS BAIERL

Die 18- bis 59-jährigen Befragten leben zu 72 % in Beziehungen. Davon leben 84 % in einem gemeinsamen Haushalt und 66 % in einer Ehe.

Untersucht man den Partnerschaftsstatus nach dem Alter der Befragten (Abb. 6.1) zeigt sich erwartungsgemäß eine hohe Dynamik: Der Anteil derjenigen, die noch nie mit einer Partnerin oder einem Partner zusammengelebt haben, nimmt im jungen Erwachsenenalter stark ab, von fast 100 % bei den 18-Jährigen auf etwa 12 % bei den 40-Jährigen. Danach pendelt er sich bei etwa 11 % ein. Dies bedeutet, dass Personen, die bis zum Alter von 40 Jahren noch nie in einer Partnerschaft zusammengelebt haben, auch später selten mit einem Partner oder einer Partnerin zusammenziehen werden.

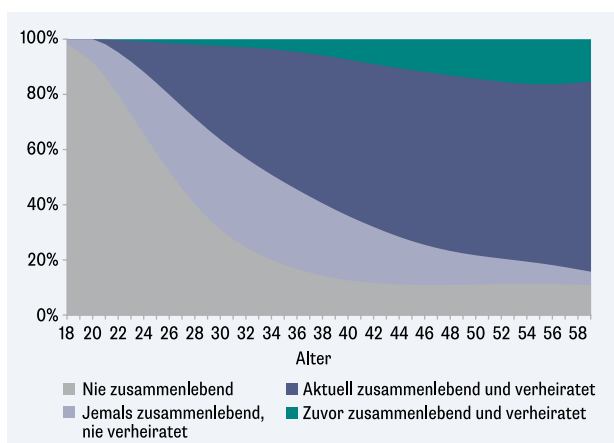


Abbildung 6.1: Veränderung des Partnerschaftsstatus mit zunehmendem Alter (%)

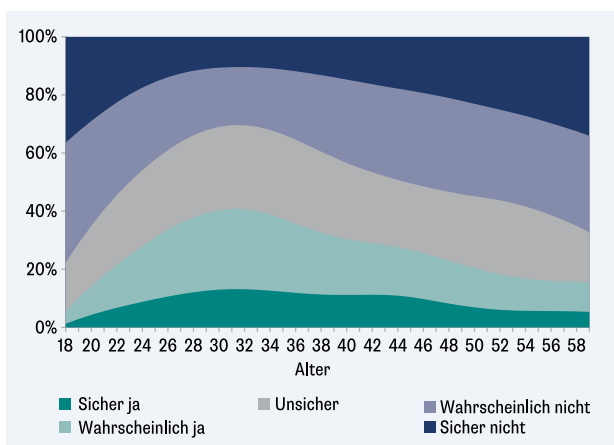


Abbildung 6.2: Heiratspläne von Personen in Paarbeziehungen (%)

Mit Ende 50 haben über 80 % bereits geheiratet

Der Anteil derer, die bereits in einer Partnerschaft zusammengelebt haben, erhöht sich gegengleich auf 88 % bei den 40-Jährigen. Der Anteil derer, die zusätzlich verheiratet sind oder waren, steigt mit zunehmendem Alter kontinuierlich an. Bei den 40-Jährigen sind es rund 64 %, die bereits in einer Ehe zusammenleben oder gelebt haben, bei den 59-Jährigen sind es 84 %.

Der Anteil der Personen, die aktuell *nicht mehr* in einer Ehe zusammenleben, ist bis Mitte 30 gering. Da die Wahrscheinlichkeit einer Scheidung naturgemäß mit zunehmendem Alter steigt, erhöht sich der Anteil sukzessive und beträgt bei den über 50-Jährigen 15 %.

30-Jährige haben am häufigsten Heiratspläne

Im Rahmen des GGP wurden alle Unverheirateten, die in einer Beziehung leben, gefragt, ob sie vorhaben, in den nächsten drei Jahren zu heiraten. Insgesamt antworteten 9 % dieser Gruppe mit „sicher ja“ und weitere 19 % mit „wahrscheinlich ja“. Männer äußern etwas häufiger ein sicheres (11 % vs. 8 %) oder wahrscheinliches (20 % vs. 18 %) Vorhaben. Zusammenlebende Paare geben viel häufiger als LAT-Paare an, sicher (14 % vs. 4 %) oder wahrscheinlich (24 % vs. 11 %) heiraten zu wollen.

Die Heiratsabsicht variiert mit dem Alter. Zwischen 30 und 33 Jahren ist der Anteil der Unverheirateten, die angeben, in den nächsten drei Jahren heiraten zu wollen, mit Abstand am höchsten. In dieser Altersgruppe halten rund 40 % der Befragten ihre Heiratspläne für „wahrscheinlich“ oder „sicher“. Bei den 40-Jährigen sinkt dieser Anteil auf ca. 30 % und bei den 59-Jährigen äußern noch 16 % Heiratsabsichten (Abb. 6.2).

Die Zeitverläufe des Partnerschaftsstatus zeigen, dass mit Ende 50 etwa ein Zehntel der Befragten noch nie in einer Partnerschaft zusammengelebt hat. Von den neun Zehnteln, die bereits in einer Partnerschaft gelebt haben und leben, haben nur 5 % noch nie geheiratet.

7 Living Apart Together – Paarbeziehungen über Haushaltsgrenzen hinweg

MARKUS KAINDL

Paare können entweder zusammen in einem gemeinsamen Haushalt leben oder getrennt in der Lebensform „Living Apart Together“ (LAT). Im Gegensatz zu anderen Haushalts- und Familienstatistiken, wie z.B. dem Mikrozensus, bietet das GGP die Möglichkeit, auch solche Partnerschaftsformen zu erfassen.

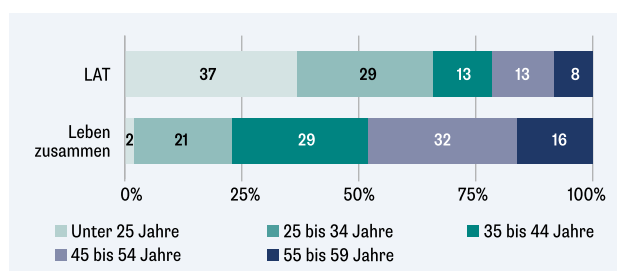


Abbildung 7.1: Alter der Befragten in einer Partnerschaft (%)

LAT vor allem bei jungen Paaren

Personen, die in einer LAT-Partnerschaft leben, sind tendenziell jünger als solche, die mit ihrem Partner bzw. ihrer Partnerin zusammenleben. Von den Befragten, die in einer LAT-Partnerschaft leben, ist mehr als ein Drittel 18 bis unter 25 Jahre alt, etwa ein Fünftel ist 45 bis 59 Jahre alt. Dagegen sind nur 2% der Personen, die mit ihrem Partner bzw. ihrer Partnerin zusammenleben, jünger als 25 Jahre, während 48% zwischen 45 und 59 Jahre alt sind. Hinsichtlich der sexuellen Orientierung zeigen sich deutliche Unterschiede: Von den heterosexuellen Paaren leben 15% in einer LAT-Beziehung, von den homosexuellen Paaren 40%. Offenbar erschweren die gesellschaftlich vorherrschenden heteronormativen Normen das Zusammenleben gleichgeschlechtlicher Paare.

Für die Befragten unter 35 Jahren ist LAT mehrheitlich eine vorübergehende Lebensform. Rund drei Viertel wollen mit ihrem Partner bzw. ihrer Partnerin zusammenziehen, weniger als 10% wollen dies nicht, die übrigen sind sich unsicher. Bei den älteren Befragten wird das LAT-Konzept dagegen eher als langfristige Lösung angesehen. So hat etwa die Hälfte der über 50-Jährigen nicht die Absicht, zusammenzuziehen. Viele in dieser Altersgruppe haben sich einen Lebensraum geschaffen, der durch die Beziehung bereichert, aber nicht mehr bestimmt wird.

Große räumliche Nähe und häufige Kontakte

LAT-Paare wohnen in der Regel nahe beieinander. Drei-Dreißig Prozent wohnen maximal 15 Minuten voneinander entfernt, ein weiteres Viertel zwischen 16 und 30 Minuten. Große Entfernungen von mehr als fünf Stunden sind selten (6%). LAT-Paare haben sehr häufig Kontakt. Mehr als drei Viertel sehen sich täglich, ein weiteres Fünftel mindestens einmal pro Woche. Die Häufigkeit der persönlichen Treffen hängt erwartungsgemäß von der Wohnentfernung ab: Von den Paaren, die maximal 30 Minuten voneinander entfernt wohnen, treffen sich über 95% mehrmals pro Woche. Bei einer Entfernung von 1,5 bis 5 Stunden trifft sich nur noch etwa die Hälfte der LAT-Paare mehrmals pro Woche. Bei noch größeren Entfernungen sind die Treffen noch seltener.

Häufige Treffen steigern die Zufriedenheit mit der LAT-Partnerschaft

Die Häufigkeit der Treffen wirkt sich positiv auf die Zufriedenheit mit der Partnerschaft aus. Zwar sind die Befragten generell mit ihrer Partnerschaft sehr zufrieden (Stufen 9 und 10 auf einer Skala von 0 bis 10), bei Paaren, die sich täglich treffen, sind es mit 77% jedoch deutlich mehr. Im Vergleich dazu weist nur etwa die Hälfte der Paare, die sich einmal pro Woche treffen, diese sehr hohen Werte auf.

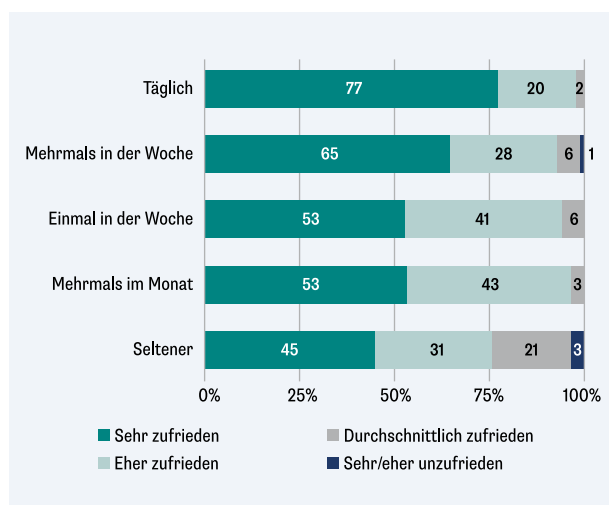


Abbildung 7.2: Zufriedenheit mit der Partnerschaft nach Häufigkeit der Treffen (%)

8 Gleichgeschlechtliche Paare

SABINE BUCHEBNER-FERSTL • ANDREAS BAIERL

Von den im Rahmen des GGP befragten Personen in einer Paarbeziehung gaben 2,4 % der Männer und 1,1 % der Frauen an, in einer gleichgeschlechtlichen Partnerschaft zu leben. Insgesamt sind es 3,3 % der Männer und 2,2 % der Frauen mit aktuellen oder früheren Paarbeziehungen, die bisher zumindest eine gleichgeschlechtliche Beziehung eingegangen sind. Aufgrund der geringen Fallzahlen sind Aussagen über homosexuelle Paare nur eingeschränkt möglich.

Rund 85 % der heterosexuellen Paare, aber nur 58 % der schwulen und 64 % der lesbischen Paare, leben in einem gemeinsamen Haushalt.

Während nur 28 % der Männer und knapp ein Viertel der Frauen in heterosexuellen Beziehungen kein Kind haben, liegt der Anteil bei Personen in homosexuellen Beziehungen bei rund zwei Drittel (Abb. 8.1).

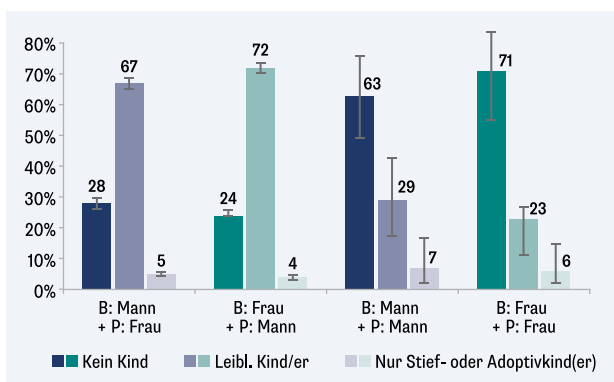


Abbildung 8.1: Personen mit und ohne Kinder nach Paarstellung (%) ; B = Befragte:r, P = Partner:in

Partnerschaftszufriedenheit

Unabhängig von der Paarstellung geben 87 % der Befragten eine hohe Partnerschaftszufriedenheit (>7 auf einer Skala von 0 bis 10) an. Frauenpaare unterscheiden sich diesbezüglich nicht von heterosexuellen Paaren. Männer in homosexueller Partnerschaft berichten hingegen etwas seltener (78 %) von einer hohen Partnerschaftszufriedenheit.

Erwerbssituation

Eine Analyse der Beschäftigungssituation zeigt, dass sowohl Männer als auch Frauen in gleichgeschlecht-

lichen Beziehungen zu etwas mehr als einem Drittel in Teilzeit erwerbstätig sind, während dies nur bei 11 % der Männer in gegengeschlechtlichen Beziehungen der Fall ist. Leben Kinder im Haushalt, liegt der Teilzeitananteil bei den männlichen (homosexuellen) Befragten im Bereich der Mütter in heterosexuellen Partnerschaften (um 50 %), während die weiblichen (homosexuellen) Befragten ausschließlich in Teilzeit oder gar nicht erwerbstätig sind.

Aufgabenverteilung im Haushalt

Studien zur Aufgabenverteilung im Haushalt, die gleichgeschlechtliche Partnerschaften berücksichtigen, kommen nahezu einhellig zu dem Schluss, dass homosexuelle Paare durchwegs eine egalitäre Verteilung praktizieren als heterosexuelle Paare. Auch die Ergebnisse des GGP weisen in diese Richtung und zeigen dies besonders deutlich am Beispiel des Wäschewaschens (Abb. 8.2): Während in heterosexuellen Beziehungen 70 % der Männer und 80 % der Frauen angeben, dass die Frau immer oder normalerweise für diese Aufgabe zuständig ist, wird sie in homosexuellen Partnerschaften mit annähernd ähnlicher Häufigkeit vorwiegend von den Befragten selbst, von deren Partner:in oder von beiden gleichermaßen erledigt.

Insgesamt bestätigen die Daten die Annahme, dass Paare in gleichgeschlechtlichen Beziehungen eine egalitäre Verteilung der bezahlten und unbezahlten Arbeit praktizieren als Personen in heterosexuellen Beziehungen.

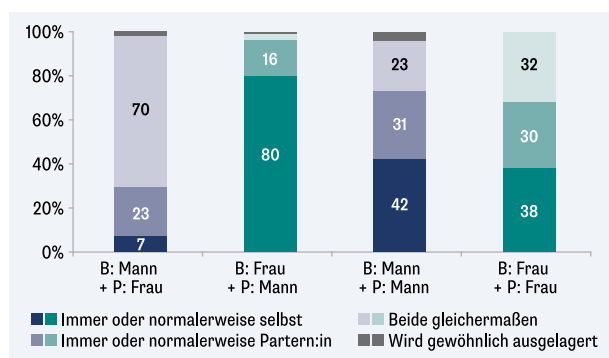


Abbildung 8.2: Aufteilung der Haushaltstätigkeit „Wäschewaschen“ unter den Befragten nach Paarstellung (%), B = Befragte:r, P = Partner:in

9 Zufriedenheit und Konflikte in Partnerschaften

SONJA DÖRFLER-BOLT • NORBERT NEUWIRTH • GEORG WERNHART

Die Zufriedenheit mit der Partnerschaft scheint in erster Linie von der Familienphase abhängig zu sein: Sowohl kinderlose Männer als auch Frauen weisen auf einer zehnstufigen Skala eine Partnerschaftszufriedenheit von durchschnittlich 9,0 aus, während Personen mit Kindern auf etwas niedrigere Zufriedenheitswerte kommen (8,9 bzw. 8,8).

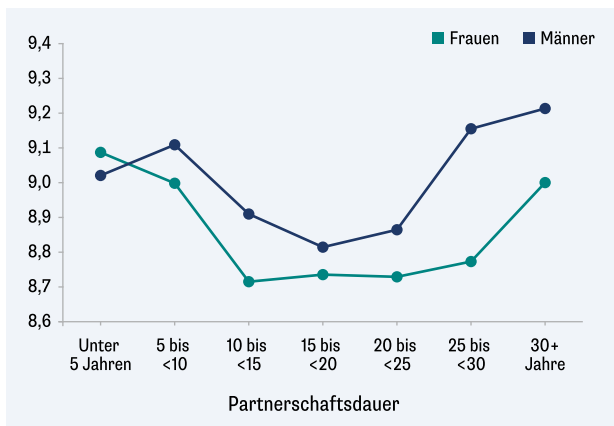


Abbildung 9.1: Partnerschaftszufriedenheit nach Dauer der Partnerschaft und Geschlecht

Nach 20-jähriger Partnerschaft steigt die Zufriedenheit

Betrachtet man die Zufriedenheit nach Dauer der Beziehung und Geschlecht, zeigt sich ein annähernd u-förmiger Zusammenhang. In den ersten fünf Jahren ist die Zufriedenheit sehr hoch und bei Frauen etwas höher (9,1) als bei Männern (9,0). Danach beginnt sie bei Frauen deutlicher abzunehmen und liegt in Folge durchwegs unter jener der Männer. Bei Männern sinkt die Zufriedenheit erst nach zehn Jahren. Ab einer Beziehungsdauer von 20 Jahren steigt die Zufriedenheit mit der Partnerschaft bei beiden Geschlechtern sukzessive wieder an. In lang bestehenden Partnerschaften liegt der Zufriedenheitswert der Frauen deutlich unter jenem der Männer. Mit 9,2 weisen Männer nach 30+ Jahren die höchste Zufriedenheit auf. Dieser Verlauf deutet darauf hin, dass einerseits Partnerschaften mit hoher Beziehungsqualität länger andauern, andererseits könnte die niedrigere Zufriedenheit in der mittleren Beziehungsdauer auf mögliche hohe Belastungen in der „Rush-Hour des Lebens“

hinweisen, die sich aus Hausarbeit, Kindererziehung und Erwerbsarbeit ergeben (Abb. 9.1).

Hausarbeit als Hauptkonfliktfeld

Der Grund für (sehr) häufige Konflikte in Partnerschaften ist zumeist die Hausarbeit: Frauen ohne Kinder geben dies am häufigsten an (17%) und Männer ohne Kinder am seltensten (11%) (Abb. 9.2). Bei Paaren mit Kindern ist der Geschlechterunterschied schwächer ausgeprägt als bei Kinderlosen. An zweiter Stelle bei den Konfliktthemen liegen bei Eltern Erziehungsfragen (rund 10%). Finanzielle Angelegenheiten werden eher von Müttern als Konfliktthema genannt (9%), während Väter diese als weniger problematisch erleben (6%). Bei Personen ohne Kinder ist der Geschlechterunterschied hier schwächer ausgeprägt (8% vs. 6%). Die Entscheidung ein (weiteres) Kind zu bekommen, erweist sich in Partnerschaften nur sehr selten als konfliktbehaftet; erwartungsgemäß etwas häufiger in Partnerschaften ohne Kinder.

Sofern Partnerschaften lange bestehen, sind sie vor allem für Männer zunehmend zufriedenstellend. Stolpersteine auf dem Weg dorthin stellen in erster Linie die Aufteilung der Hausarbeit und die Erziehung der Kinder dar.

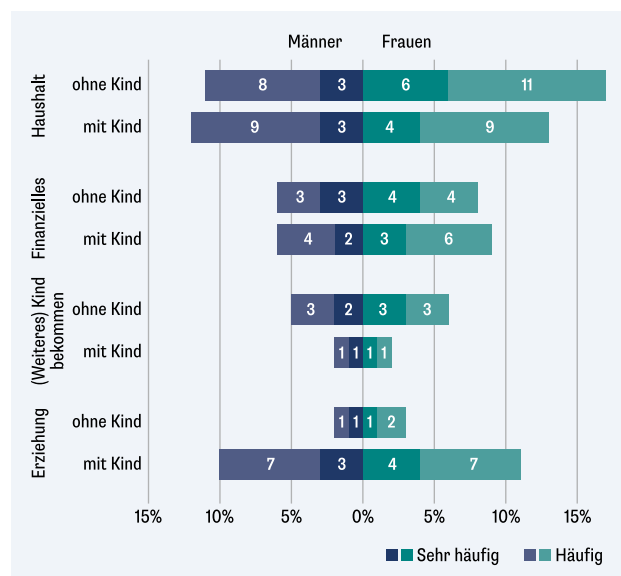


Abbildung 9.2: Gründe für Partnerschaftskonflikte nach Geschlecht und Vorhandensein von Kindern (%)

10 Der Anfang vom Ende? Trennungsgedanken bei Paaren

NORBERT NEUWIRTH

Paare kommen zusammen, ihre Partnerschaft entwickelt sich im Laufe der Jahre weiter, manche trennen sich auch wieder. Im GGP wird erfasst, wie und wann sich Paare kennengelernt haben, wann sie gegebenenfalls zusammengezogen sind und geheiratet haben, aber auch das mögliche Ende einer Beziehung wird angesprochen. Eine Frage lautet konkret: „Auch Personen, die mit dem Partner / der Partnerin gut auskommen, fragen sich manchmal, ob ihre Ehe oder Partnerschaft halten wird. Haben Sie in den letzten 12 Monaten darüber nachgedacht, Ihre Beziehung zu beenden?“ Es zeigt sich, dass etwa 15 % der Befragten, die derzeit in einer Partnerschaft leben, daran denken, diese zu beenden. Dabei ergeben sich deutliche Unterschiede zwischen den Geschlechtern: 18 % der Frauen, aber nur 12 % der Männer überlegen, ihre Partnerschaft zu beenden.

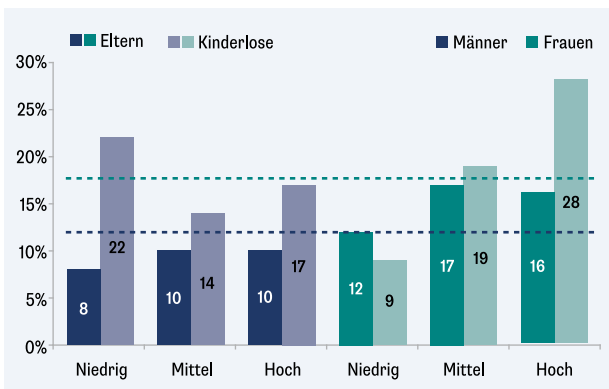


Abbildung 10.1: Häufigkeit von Trennungsgedanken bei Männern und Frauen nach Bildungsgrad (%)

Hochgebildete kinderlose Frauen wollen sich häufiger trennen

Generell lässt sich sagen: Eltern geben seltener Trennungsüberlegungen an. Die gemeinsame Verantwortung für die Kinder reduziert die Wahrscheinlichkeit, dass die Eltern ernsthaft über eine Trennung nachdenken. Es zeigt sich jedoch, dass insbesondere bei Müttern die Trennungsgedanken in den mittleren und höheren Bildungsgruppen stärker ausgeprägt sind. Bei Kinderlosen sind Trennungsgedanken weit häufiger und steigen bei Frauen besonders stark mit dem Bildungsgrad. Bei den Männern denken vor allem diejenigen,

die höchstens über einen Pflichtschulabschluss verfügen, überdurchschnittlich häufig an eine Trennung. Dabei ist jedoch zu berücksichtigen, dass es sich bei den Kinderlosen überwiegend um Personen unter 40 Jahren handelt. Personen mit niedrigem Bildungsstand sind oft jünger als 25 Jahre.

Die Trennungsneigung korreliert erwartungsgemäß stark mit der Häufigkeit und Art der Partnerschaftskonflikte: Bei Personen, die häufig lautstarke Auseinandersetzungen mit ihren Partner:innen haben, ist die Trennungsbereitschaft vergleichsweise hoch (47%). Gleiches gilt für Personen, die bei Konflikten so gut wie immer nachgeben oder versuchen, Diskussionen generell aus dem Weg zu gehen (41%). Demgegenüber weisen Paare, die ihre Meinungsverschiedenheiten überwiegend ruhig ausdiskutieren, eine deutlich geringere Trennungsneigung auf (10%).

Je länger die Beziehung, desto geringer die verbleibende Trennungsneigung

Die Trennungsneigung nimmt fast wesensbedingt mit der Anzahl der gemeinsam verbrachten Jahre ab, da sich Paare mit anhaltender Trennungsneigung in der Regel auch mittelfristig trennen. Auch nach Partnerschaftstyp (getrennt lebend, unverheiratet zusammenwohnend, verheiratet und zusammenwohnend), der oft die aufeinander folgenden Phasen einer Partnerschaft widerspiegelt, zeigt sich eine abnehmende Trennungsneigung (Abb. 10.2).

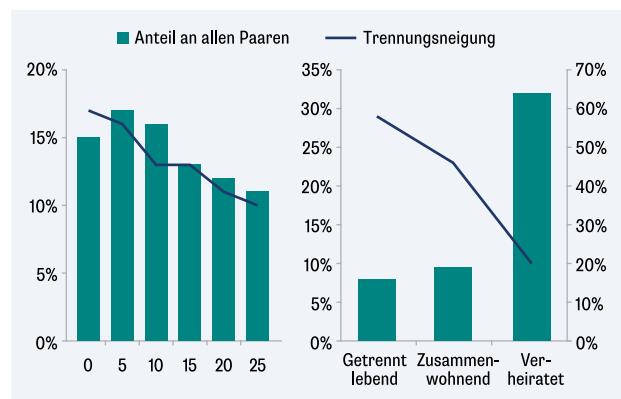


Abbildung 10.2: Trennungsneigung nach Jahren des Zusammenlebens (links) und nach Partnerschaftstyp (rechts) (%)

11 Partnerschaften und Migrationshintergrund

ISABELLA BUBER-ENNSER

In diesem Beitrag wird der Migrationshintergrund von Paaren im jungen und mittleren Erwachsenenalter anhand der Angaben zum Geburtsland untersucht.

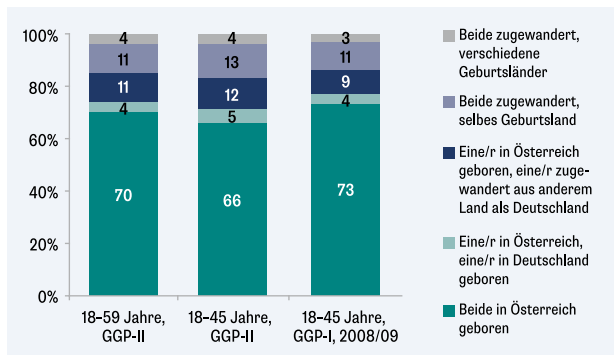


Abbildung 11.1: Herkunftsland von Paaren, 2022/23 und 2008/09 (%)

Bei drei von zehn Paaren ist zumindest einer oder eine nicht in Österreich geboren

Bei 70 % der Paare sind sowohl der Mann als auch die Frau in Österreich geboren. Die verbleibenden 30 % verteilen sich zur Hälfte auf Paare, bei denen eine Person zugewandert ist, und zur Hälfte auf Paare, bei denen beide zugewandert sind. In der letztgenannten Gruppe stammen beide zumeist aus demselben Land (Abb. 11.1). Ist nur eine Person zugewandert, sind die Türkei, Bosnien und Herzegowina, Rumänien, Italien oder Ungarn relativ häufig genannte Herkunftsländer des Partners bzw. der Partnerin. Stammen beide Zugewanderte aus demselben Land, so wird die Liste der Herkunftsländer angeführt von der Türkei, gefolgt von Bosnien und Herzegowina, Deutschland und Rumänien.

Paare mit zwei Zugewanderten sind häufiger verheiratet

Je nach Herkunft der Paare zeigen sich Unterschiede im Familienstand und in der Lebensform: Während insgesamt rund ein Drittel der befragten Paare unverheiratet ist, sind nichteheliche Lebensgemeinschaften vergleichsweise häufig bei österreichisch-deutschen Paaren (52 %). Letztere leben auch oft in LAT-Beziehungen (24 %), d. h. sie wohnen nicht zusammen. Paare, wo beide aus demselben Land stammen, sind zumeist verheiratet (85 %).

Von den Paaren mit zwei Zugewanderten sprechen zwischen 20 % und 40 % zu Hause Deutsch

Paare mit einem oder einer Zugewanderten sprechen zu Hause zumeist Deutsch (78 %) (Abb. 11.2). Dieser Anteil ist relativ gering bei Paaren, wo beide aus demselben Land stammen (21 %), aber deutlich höher, wenn beide aus unterschiedlichen Ländern kommen (40 %).

Das Geburtsland wurde auch im GGP-I (2008 / 09) erhoben. Da damals Personen im Alter 18-45 befragt wurden, beschränkt sich der Zeitvergleich auf den Partnerschaftskontext der Befragten in dieser Altersgruppe. Demnach ist der Anteil der Paare, wo beide in Österreich geboren sind, in den letzten rund einhalb Jahrzehnten von 73 % auf 66 % gesunken. Der Anteil der Paare, wo ein Partner bzw. eine Partnerin in Österreich und der / die andere im Ausland geboren ist, sowie jener der Paare, wo beide zugewandert sind, ist vergleichsweise stärker gestiegen (von 9 % auf 12 % bzw. von 11 % auf 13 %).

Da die Interviews im GGP in deutscher Sprache durchgeführt wurden, ist davon auszugehen, dass Personen mit weniger guten Deutschkenntnissen seltener an der Befragung teilgenommen haben. Die vorliegenden Berechnungen zum Migrationshintergrund von Paaren sind daher als eher konservativ anzusehen.

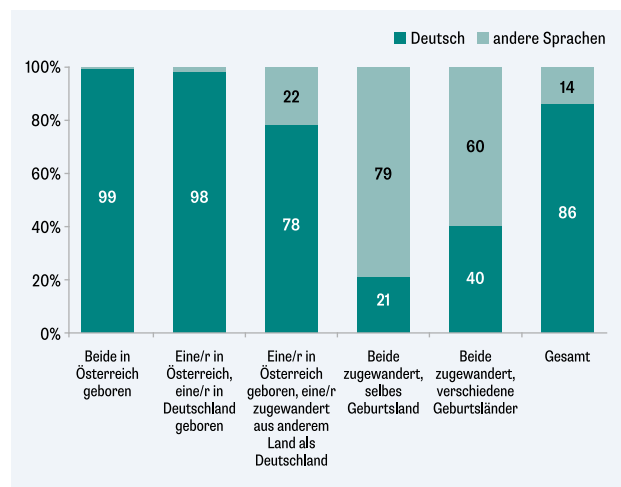


Abbildung 11.2: Herkunftsland und zu Hause überwiegend gesprochene Sprache (%)

12 Partnerschaftsverläufe

LORENZ WURM • NORBERT NEUWIRTH

Wie viele Partnerschaften hatten die Österreicher:innen im Alter 18–59 bislang? Mit welchem Alter zieht man das erste Mal zusammen? Wie lange halten Beziehungen? Das GGP gewährt Einblick in die Partnerschaftsverläufe der Österreicher:innen. Dieser Beitrag beschränkt sich auf Partnerschaften, in denen die Paare zusammenleben; sogenannte LAT-Partnerschaften sind hier nicht berücksichtigt.

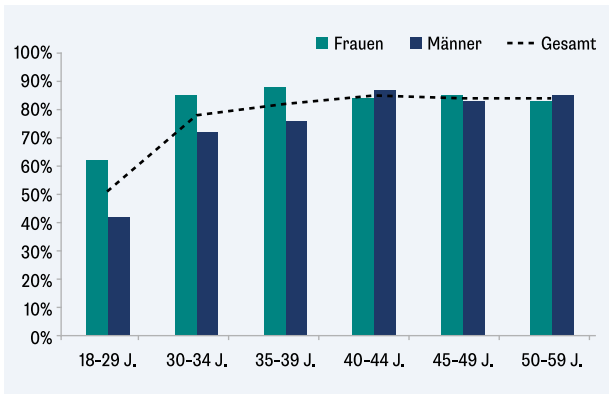


Abbildung 12.1: Anteil der Personen, die mit einem Partner/einer Partnerin zusammenleben (%)

Mehrheit derzeit in Partnerschaft

Drei Viertel aller Befragten waren zum Zeitpunkt der Erhebung in einer Partnerschaft. Bei den jüngeren Alterskohorten ist der Anteil geringer, hier ist im Schnitt nur jede:r Zweite in einer aufrechten Partnerschaft (Abb. 12.1). Bei den 18- bis 29-Jährigen zeigt sich auch ein großer geschlechterspezifischer Unterschied (Frauen: 62%, Männer: 42%).

Mit zunehmendem Alter steigt der Anteil von Personen, die in einer Partnerschaft leben und erreicht ab einem Alter von 40 Jahren über 80%. Der Wert pendelt sich dann auf dem Niveau von 84% ein. Ab dem 40. Lebensjahr verschwinden auch die geschlechterbezogenen Unterschiede.

Im Schnitt hatten 15% der im GGP Befragten in ihrem Leben noch nie eine Partnerin/einen Partner. Bei den jüngeren Befragten liegt dieser Anteil noch bei 38% und sinkt mit zunehmendem Alter. Bei den 50- bis 59-Jährigen sind es nur noch 5%, die noch nie in einer Beziehung waren.

Männer sind später dran

Im Jahr 2023 beträgt das Durchschnittsalter zum Zeitpunkt des Zusammenziehens mit dem ersten Partner/der ersten Partnerin gut 27 Jahre. Dabei gibt es einen deutlichen Unterschied zwischen den Geschlechtern: Frauen ziehen im Durchschnitt vor ihrem 26. Geburtstag mit ihrem Partner/ihrer Partnerin zusammen, während Männer dies erst mit durchschnittlich 28 Jahren tun (Abb. 12.2).

Mindestens eine Partnerschaft mit gleichem Wohnsitz

Partnerschaftsverläufe variieren von Person zu Person. Im Zuge des GGP wurden die Teilnehmenden nach ihrer Partnerschaftshistorie gefragt. Die Antwort auf die Frage „[...] wie oft haben Sie mit jemandem als Paar zusammengewohnt?“ reichen von null bis über vier Partnerschaften. Im Durchschnitt hat jede Österreicherin/jeder Österreicher im Laufe des Lebens mindestens eine Beziehung, in der sie/er mit einem Partner bzw. mit einer Partnerin zusammenwohnt.

Ehemalige Partnerschaften gingen nach durchschnittlich sieben Jahren in die Brüche

Manche Partnerschaften halten mehrere Jahrzehnte, andere hingegen enden nach sehr kurzer Zeit. Bei den 18- bis 59-Jährigen, die mindestens einmal mit einem Partner bzw. einer Partnerin zusammengelebt haben, beträgt die durchschnittliche Dauer einer beendeten Partnerschaft etwas mehr als sieben Jahre.

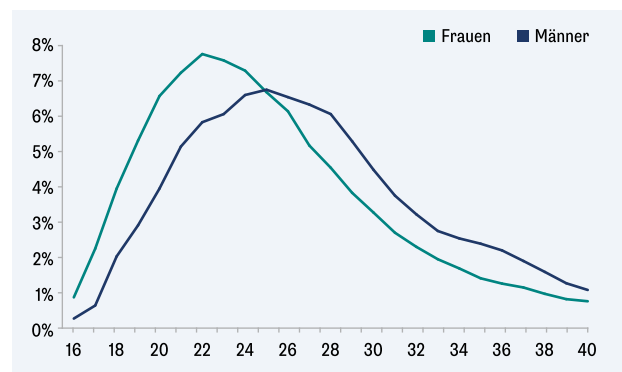


Abbildung 12.2: Alter beim ersten Zusammenziehen (%)

13 Bildung und Alter der Frauen bei der ersten Geburt

BRIAN BUH • EVA BEAUJOUAN

Mütter in Österreich bekommen ihr erstes Kind immer später. Das Durchschnittsalter bei der ersten Geburt ist bei Frauen, die in den 1970er Jahren geboren wurden, im Mittel um 1,6 Jahre höher als bei Frauen, die ein Jahrzehnt davor zur Welt kamen. Frühere Untersuchungen haben gezeigt, dass in mehreren europäischen Ländern ein längerer Bildungsweg ein wesentlicher Faktor für den Aufschub des Kinderwunsches ist. Wie wichtig ist der Bildungsgrad für die Wahl des Zeitpunkts der ersten Geburt in Österreich?

Erstgeburtsalter bei Frauen mit sekundärer Bildung unverändert

Frauen, die in den 1960er und 1970er Jahren geboren wurden und höchstens einen Sekundarschulabschluss haben, unterscheiden sich hinsichtlich ihres Alters bei der ersten Geburt kaum (Abb. 13.1). In der älteren Kohorte erreicht das Erstgeburtsalter mit 24 Jahren seinen Höhepunkt. Bei den in den 1970er Jahren geborenen Frauen mit Sekundarschulabschluss ist die Entwicklung ähnlich. Allerdings hat sich die Zusammensetzung der Ausbildung im Laufe der Zeit verändert. Von den in den 1960er Jahren geborenen Frauen haben 67% höchstens einen Sekundarschulabschluss. Durch die Bildungsexpansion ist dieser Anteil bei den in den 1970er Jahren Geborenen auf 59% gesunken. Das Alter (im Mittel 19 Jahre), in dem diese Frauen ihre Ausbildung beendeten, hat sich jedoch ebenso wenig

verändert wie das Alter bei ihrer ersten Geburt. Das Durchschnittsalter bei der ersten Geburt ist leicht angestiegen, und zwar von 25,2 Jahren bei den in den 1960er Jahren Geborenen auf 25,9 Jahre bei den in den 1970er Jahren Geborenen.

Frauen mit tertiärer Bildung werden viel später Mutter

Im Gegensatz dazu haben hauptsächlich Akademikerinnen die Geburt ihres ersten Kindes aufgeschoben. Ihr durchschnittliches Alter bei der ersten Geburt stieg von 27,6 Jahren bei den in den 1960er Jahren geborenen Frauen auf 30,0 Jahre bei den in den 1970er Jahren geborenen Frauen. Das Durchschnittsalter bei Abschluss der Ausbildung hat sich jedoch nur geringfügig erhöht (von 27,7 auf 28,2 Jahre). Dies deutet darauf hin, dass die jüngere Kohorte die Mutterschaft aus Gründen aufgeschoben hat, die nichts mit der Dauer ihrer Ausbildung zu tun haben, was auch die Kurven für die Frauen mit tertiärem Bildungsabschluss zeigen. In der älteren Kohorte mit Hochschulabschluss wurde ein Großteil der Frauen zwischen 24 und 27 Jahren Mutter (knapp über 6% der Kohorte pro Jahr). Bei den in den 1970er Jahren geborenen Frauen erreicht das Erstgeburtsalter mit 32 Jahren erst viel später seinen Höhepunkt und fällt dann steil ab.

Zudem vergrößerte sich der Unterschied des Erstgeburtsalters zwischen Frauen mit sekundärer und tertiärer Bildung. In den 1970er Jahren geborene Frauen mit tertiärem Bildungsabschluss bekamen ihr erstes Kind im Durchschnitt 4,1 Jahre später als Frauen mit sekundärem Bildungsabschluss (gegenüber 1,7 Jahren bei Frauen, die zehn Jahre früher geboren wurden). Die Aufschlüsselung der österreichischen Gesellschaft nach Bildungsniveau zeigt, dass der Gesamtanstieg des Erstgeburtsalters fast ausschließlich darauf zurückzuführen ist, dass mehr Frauen mit tertiärer Bildung später Mütter werden.

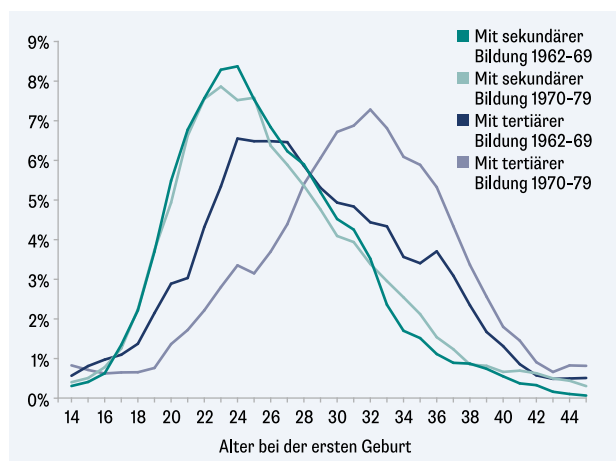


Abbildung 13.1: Alter der Frau bei der ersten Geburt nach Bildung und Kohorte (%)

14 Eigene Kinder, Stief-, Adoptiv- und Pflegekinder

ISABELLA BUBER-ENNSER • CLAUDIA HERBST

Im GGP werden die Befragten gebeten, die Anzahl ihrer Kinder anzugeben. Gleichzeitig definieren sie näher, ob es sich um eigene Kinder, Stief-, Adoptiv- und/oder Pflegekinder handelt. Hierdurch ist es möglich, komplexer werdende Familienformen abzubilden und durch Zeitvergleiche Trends aufzuzeigen.

Erwartungsgemäß nimmt die Anzahl an leiblichen Kindern mit steigendem Alter zu und erreicht bei den Frauen in der Altersgruppe 40+ ein Plateau von 1,7 Kindern. Dass Männer später Väter werden als Frauen Mütter, und dass sie auch noch im Alter von 40 bis 44 Jahren und darüber hinaus Zuwachs bekommen, zeigt ein Vergleich der Kinderzahlen nach Altersgruppen

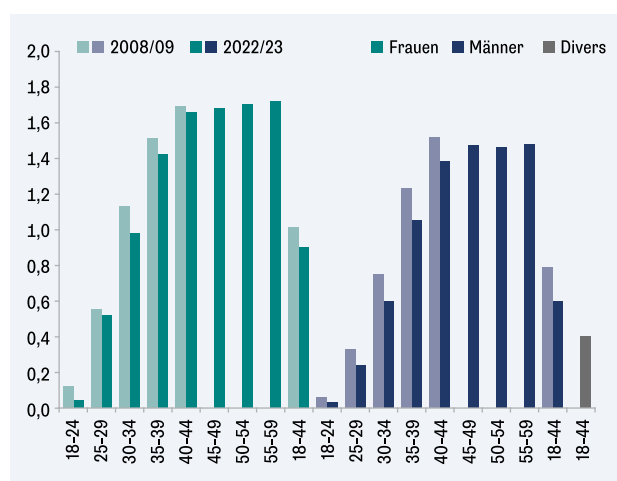


Abbildung 14.1: Anzahl der leiblichen Kinder

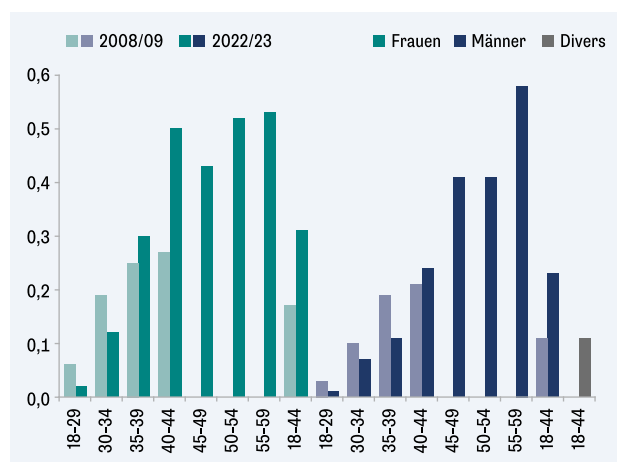


Abbildung 14.2: Anzahl der Stiefkinder

(Abb. 14.1). Insgesamt pendelt sich die durchschnittliche Kinderzahl der Männer im Alter 45+ bei 1,5 Kindern ein (Abb. 14.1). Der Unterschied in den Kinderzahlen der Frauen und Männer dürfte u. a. darauf zurückzuführen sein, dass Männer dazu tendieren, Kinder aus früheren Partnerschaften seltener anzugeben. Die relativ kleine Gruppe der Personen mit diversem Geschlecht zeichnet sich durch eine niedrige Kinderzahl aus. Nur wenige Personen haben Adoptiv- oder Pflegekinder, ihr Anteil liegt unter 1%.

Verschiebung der Elternschaft in höheres Alter

Auch im GGP 2008 / 09 wurde nach Kindern und dem verwandtschaftlichen Verhältnis der Befragten zu ihnen gefragt, allerdings nur bei Erwachsenen bis Mitte 40. Der Zeitvergleich zeigt: Bei Personen unter 40 war 2008 / 09 die Zahl der leiblichen Kinder höher (je Altersgruppe um 0,1 Kinder mehr), worin sich der Trend des Aufschiebens von Elternschaft widerspiegelt (Abb. 14.1). Jedoch findet bei den Frauen über die Zeit ein Aufholprozess bis Ende 30 statt - in beiden Wellen haben 40- bis 44-Jährige 1,7 Kinder. Bei Männern dürfte der Aufholprozess länger andauern, zumal ihre Kinderzahl im Alter von 40 bis 44 Jahren aktuell niedriger ist als 2008 / 09.

2022 / 23 mehr Stiefkinder und damit mehr komplexe Familien als 2008 / 09

Aufgrund von Trennungen und neuen Verpartnerungen im Verlauf des Lebens steigt mit dem Alter auch die durchschnittliche Anzahl an Stiefkindern. Das Vorhandensein komplexer Familienformen hat allerdings in den letzten 15 Jahren deutlich zugenommen (Abb. 14.2): Frauen im Alter von 40 bis 44 Jahren haben aktuell nahezu doppelt so viele Stiefkinder wie Gleichaltrige bei der Erhebung 2008 / 09 (0,5 gegenüber 0,3). Dies lässt sich auf den anhaltenden Wandel in Partnerschaftsstrukturen (z. B. mehr Partnerschaften im Lebenslauf, höheres Scheidungsverhalten) zurückführen.

Die letzten 15 Jahre zeichnen sich durch ein weiter anhaltendes Hinausschieben der Elternschaft und zunehmend komplexere Familienformen ab dem mittleren Erwachsenenalter aus.

15 Bei wem leben die Kinder?

ISABELLA BUBER-ENNSER • CLAUDIA HERBST

In diesem Beitrag gehen wir der Frage nach, wo minderjährige Kinder leben. Die Befragten können angeben, ob ein Kind „durchgehend“, „zumeist“, „ab und zu“ oder „nie“ bei ihnen lebt. Wir beschränken uns auf Personen mit mindestens einem leiblichen Kind unter 18 Jahren. Aufgrund der geringen Fallzahlen (4) sind Auswertungen für die Geschlechtskategorie „divers“ nicht möglich.

In der Regel leben minderjährige Kinder durchgehend bei der Mutter

Mütter von Minderjährigen geben überwiegend an, dass ihre Kinder durchgehend bei ihnen leben (96%) (Abb. 15.1). Bei den Männern ist dieser Anteil deutlich geringer (87%). Jedoch geben 9% an, dass ihre Kinder nie bei ihnen leben und weitere 5%, dass ihre Kinder zumeist oder ab und zu bei ihnen leben.

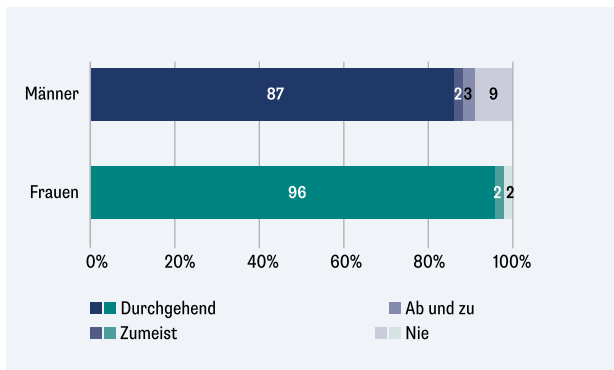


Abbildung 15.1: Zusammenleben von Eltern mit ihren leiblichen minderjährigen Kindern (%)

Partnerschaftsform des Vaters entscheidend für das Zusammenleben mit seinen Kindern

Da Lebensform und Partnerschaftskontext relevant sind, unterscheiden wir drei Gruppen von Eltern mit leiblichen minderjährigen Kindern: (1) Personen, die mit einem Partner bzw. einer Partnerin zusammenleben und keine Kinder aus früheren Beziehungen haben, (2) Personen, die mit einem Partner bzw. einer Partnerin zusammenleben und mindestens ein minderjähriges Kind aus früheren Beziehungen haben und (3) Personen, die nicht mit einem Partner bzw. einer Partnerin zusammenleben.

Nach dieser Differenzierung zeigen sich wesentliche Unterschiede. Erwartungsgemäß geben fast alle Eltern, die in einer Partnerschaft leben und keine Kinder aus früheren Beziehungen haben, an, dass ihre Kinder durchgehend bei ihnen leben. Ganz anders stellt sich die Situation bei Personen mit minderjährigen Kindern aus früheren Beziehungen dar (Abb. 15.2). Zwar gibt auch hier der Großteil der Mütter an, dass ihre Kinder durchgehend bei ihnen leben (rund acht von zehn), doch 6% sagen, dass ihre Kinder nur zumeist bei ihnen leben. Väter geben vergleichsweise selten an, dass ihre Kinder durchgehend mit ihnen zusammenleben. Ob die Kinder zumindest ab und zu bei ihnen leben, hängt auch stark vom Partnerschaftskontext ab: Von den Männern, die Kinder aus einer früheren Partnerschaft haben und aktuell wieder in einer Partnerschaft leben, gibt ein Drittel an, dass ihre Kinder nie bei ihnen leben. Von den Männern, die von der Mutter ihres Kindes getrennt leben und aktuell nicht in einer Partnerschaft sind, geben fast 80% an, dass ihre Kinder nie bei ihnen leben.

Für Kinder von getrennten Eltern macht es also einen großen Unterschied, ob ihr Vater allein oder wieder in einer Partnerschaft lebt. Lebt der Vater mit einer neuen Partnerin zusammen, leben die Kinder wesentlich häufiger – zumindest ab und zu – beim Vater.

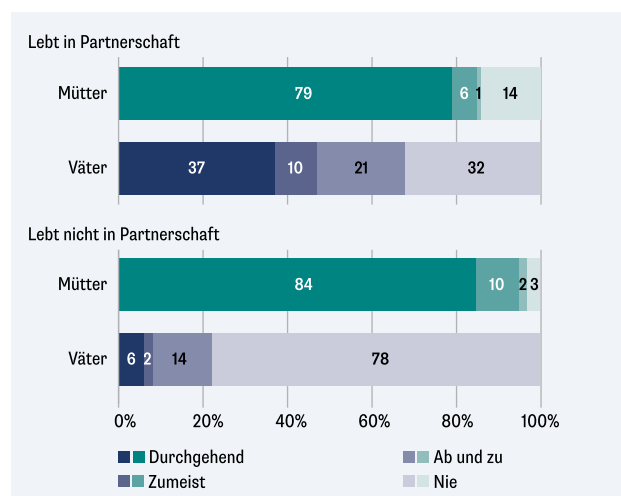


Abbildung 15.2: Personen mit minderjährigen Kindern aus früheren Beziehungen: Zusammenleben mit leiblichen minderjährigen Kindern nach aktueller Lebensform (%)

16 Vater-Kind-Beziehung nach der Trennung der Eltern

MARKUS KAINDL

Eine Trennung der Eltern hat wesentliche Auswirkungen auf die Beziehung zwischen den Kindern und dem getrennt lebenden Elternteil. Kinder wohnen nach einer Trennung der Eltern meist bei der Mutter und eher selten beim Vater. Um die tatsächliche Elternrolle des getrennt lebenden Elternteils darzustellen, erscheint es daher sinnvoll, die folgenden Analysen auf Trennungsväter zu beschränken.

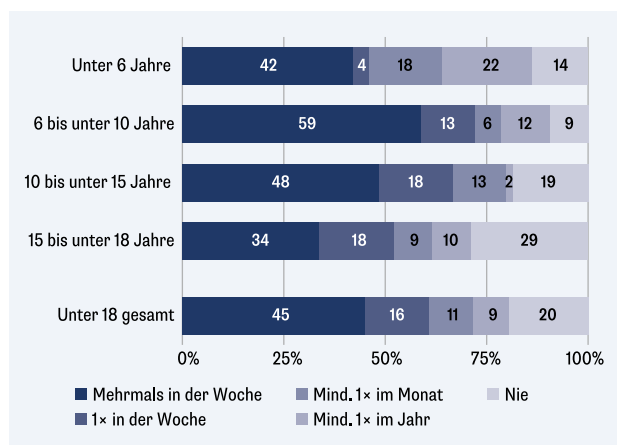


Abbildung 16.1: Wie oft kümmern sich Väter um ihre Trennungskinder? (%)

Um knapp die Hälfte der Kinder kümmern sich Trennungsväter zumindest einmal pro Woche

Wie sehr getrennt lebende Väter in den Alltag und die Lebenswelt der Kinder eingebunden sind, wurde mit der Frage „Wie oft kümmern Sie sich um (Name des Kindes)?“ erfasst. Hat ein Vater mehrere Kinder, wurde diese Frage für jedes Kind einzeln gestellt. Zum Teil zeigen sich hier deutliche Unterschiede zwischen den Kindern. Die Basis der Auswertungen bilden somit die einzelnen Dyaden zwischen den Vätern und den einzelnen Kindern.

Bei dieser sehr allgemein gehaltenen Frage geben die von ihren minderjährigen Kindern getrennt lebenden Väter an, dass sie sich um fast die Hälfte (45%) der Kinder mehrmals pro Woche kümmern. Bei Kindern im Pflichtschulalter ist dieses Engagement noch ausgeprägter. Um 59% der Kinder im Volksschulalter kümmern sie sich mehrmals in der Woche, um rund 13% einmal pro Woche. Bei den 10- bis unter

15-Jährigen sind es 48% (mehrmals pro Woche) bzw. 18% (einmal pro Woche). Etwas seltener kümmern sich die Väter um ihre getrennt lebenden Kinder im Alter von 15 bis unter 18 Jahren. Um mehr als ein Viertel der Kinder dieser Altersgruppe kümmern sie sich nie.

Hohe Zufriedenheit von Trennungsvätern mit der Beziehung zu ihren Kindern

Über 50% der Beziehungen zu den Kindern werden von den Vätern als sehr zufriedenstellend (Stufen 9 und 10 auf einer Skala von 0 bis 10) angesehen. Dies gilt vor allem dann, wenn sie sich mindestens einmal pro Woche um das Kind kümmern (64%). In diesem Fall werden 25% der Beziehungen als eher gut eingestuft (Stufen 7 und 8). Kümmern sich Väter seltener als einmal im Monat um ihr Kind, werden nur noch weniger als die Hälfte der Beziehungen als eher oder sehr zufriedenstellend eingestuft. Ein Drittel dieser seltenen Beziehungen wird von den Vätern als nicht zufriedenstellend (Stufen 0 bis 3) eingestuft.

Trennungsväter erweisen sich also durchaus als aktiver Teil im Leben ihrer Kinder. Dies trägt dazu bei, dass die Vater-Kind-Beziehung – zumindest aus Sicht der Väter – weitgehend positiv wahrgenommen wird.

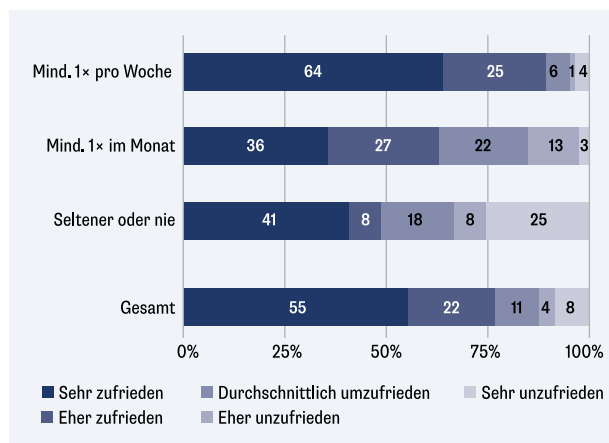


Abbildung 16.2: Zufriedenheit mit der Beziehung zu den Kindern (%)

17 Bildungsaufstiege in Österreich

BERNHARD RIEDERER

Die Bildungsexpansion hat in Österreich zu einem Anstieg der höhergebildeten Personen geführt. Dennoch bleibt Bildung und damit verbunden auch die gesellschaftliche Position bis zu einem gewissen Grad weiterhin „vererbbar“. Zu Bildungsabstiegen kommt es nur selten.

Mehr Bildungsaufstiege als -abstiege

Während die Eltern von 27% der heute 30- bis 59-Jährigen ein geringeres Bildungsniveau im Primär- oder unteren Sekundarbereich aufweisen (Abb. 17.1, links), trifft dies bei den Befragten selbst nur noch auf 12-14% zu (14% bei allen Befragten, 12% bei Personen mit Angaben zur Bildung der Eltern; Abb. 17.1, rechts). Demgegenüber ist der Anteil der Personen mit höherer, tertiärer Bildung von 23% auf 34-36% gestiegen. Bei den Männern erhöhte sich dieser Anteil im Vergleich zu ihren Vätern von 20% auf 34%, bei den Frauen im Vergleich zu ihren Müttern von 11% auf 33%. Bei den 30- bis 39-jährigen Frauen beträgt er sogar 42% (bei den Männern 37%).

Trotz aller Bildungsexpansion und Bildungsaufstiege wird Bildung in Österreich nach wie vor zu einem großen Teil „vererbt“. Insgesamt haben 54% der Kinder das gleiche Bildungsniveau wie ihre Eltern (8% beide

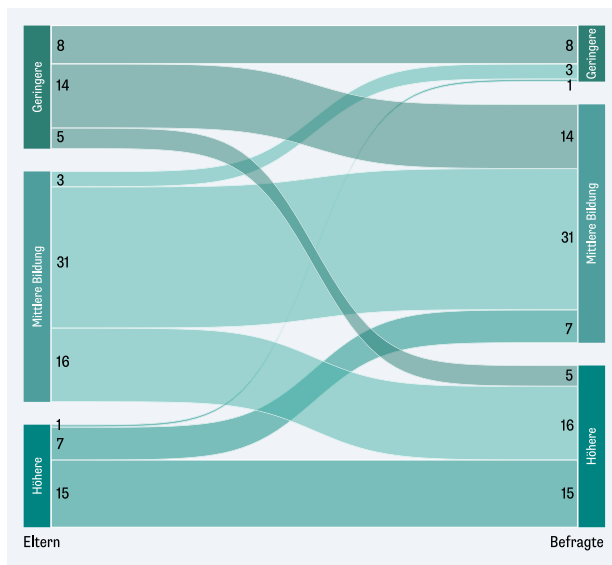


Abbildung 17.1: Bildungstransmission zwischen Eltern und Kind (%)

geringere, 31% beide mittlere, 15% beide höhere Bildung). Bildungsaufstiege erfolgen zumeist auf das jeweils nächsthöhere Niveau: 14% von geringerer zu mittlerer Bildung und 16% von mittlerer zu höherer Bildung (Abb. 17.1).

Die Rolle des Elternhauses für die Bildungschancen der Kinder lässt sich auch wie folgt ausdrücken: Stammt ein Kind aus einem Elternhaus mit geringerer Bildung, liegt die Wahrscheinlichkeit, dass es einen tertiären Bildungsabschluss erwirbt, unter 17%. Bei mittlerer und höherer Bildung sind es 32% bzw. 66%.

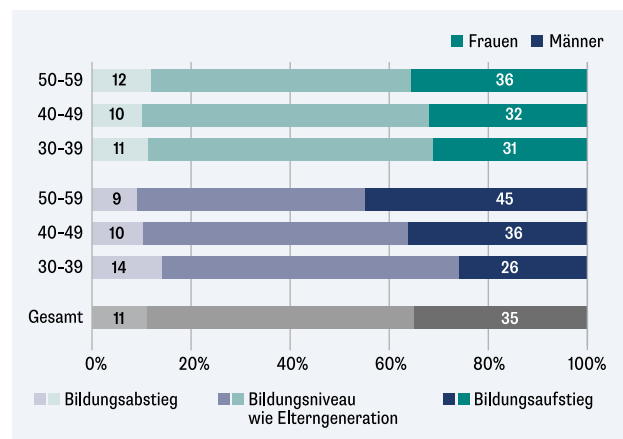


Abbildung 17.2: Intergenerationale Bildungsauf- und -abstiege nach Alter und Geschlecht (%)

Unterschiedliche Trends bei Frauen und Männern

Betrachtet man die Auf- und Abstiege etwas detaillierter (Abb. 17.2), fällt auf, dass in den älteren Generationen, insbesondere bei den Männern, häufiger Aufstiege zu verzeichnen sind. Das liegt vor allem daran, dass der Anteil der Väter und Mütter mit geringerer Bildung bei den 50- bis 59-Jährigen noch deutlich höher ist als bei den jüngeren Befragten. Allerdings ist bei den 30- bis 39-jährigen Männern wieder eine Zunahme der Bildungsabstiege zu verzeichnen. Diese sind zudem bei in Österreich geborenen Männern ebenso verbreitet wie bei im Ausland geborenen Männern. Männer aus EU-Mitgliedsstaaten und der Schweiz (40%) sowie aus Drittstaaten (37%) weisen hier mehr Bildungsaufstiege auf als Österreicher (23%).

18 Wer sind die Nesthocker?

CHRISTINE GESERICK

In Österreich leben 22 % der Männer in der Altersgruppe der 25- bis 34-Jährigen mit mindestens einem Elternteil zusammen, der Anteil der Frauen ist mit 12 % weitaus geringer (Mikrozensus 2021). Gern nennt man sie „Nesthocker“ und verknüpft damit das Bild einer noch nicht ganz selbstständigen Person, sowohl in ökonomischer Hinsicht, aber auch mit Blick auf eine eigene Familiengründung. Entspricht dieses Bild der Realität? Untersucht wurde die Gruppe der 25- bis 34-Jährigen.

Mehr Männer, häufiger Single

Wie bereits aus vielen vorherigen Erhebungen bekannt, sind Nesthocker typischerweise männlich. Knapp zwei Drittel aller Personen, die mit ihrer Mutter und / oder ihrem Vater zusammenwohnen, sind Männer (64 %). Was den Erwerbs- und Beschäftigungsstatus angeht, gibt es zwischen Nesthockern und anderen Gleichaltrigen kaum Unterschiede. In einer Ausbildung befinden sich 16 % der Nesthocker (vs. 11 %), 70 % sind aktiv erwerbstätig (vs. 68 %) (Abb. 18.1). Das zeigt, dass Nesthocker nicht wirtschaftlich abhängiger sind; sie stehen in gleichem Ausmaß im Erwerbsleben wie Gleichaltrige, die nicht bei ihren Eltern wohnen. Auch leisten Nesthocker kaum mehr Care-Arbeit, was man aufgrund ihrer Wohnsituation hätte vermuten können.

Die Unterschiede liegen eher im Bereich von Partnerschaft und Familiengründung. Bei den 25- bis 34-jährigen Nesthockern hat deutlich mehr als jede:r Zweite aktuell keine Partnerin bzw. keinen Partner (57 %),

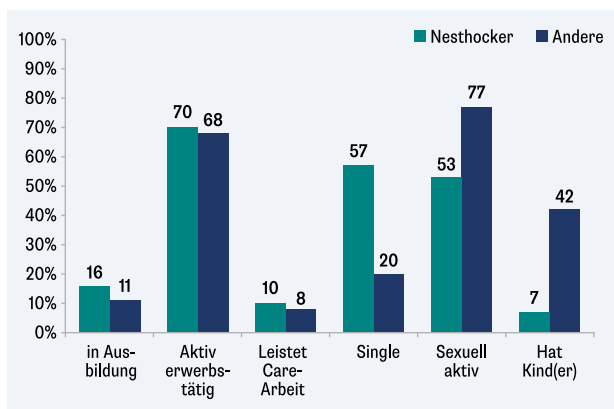


Abbildung 18.1: Beschäftigung, Partnerschaft, Kinder (25- bis 34-Jährige, %)

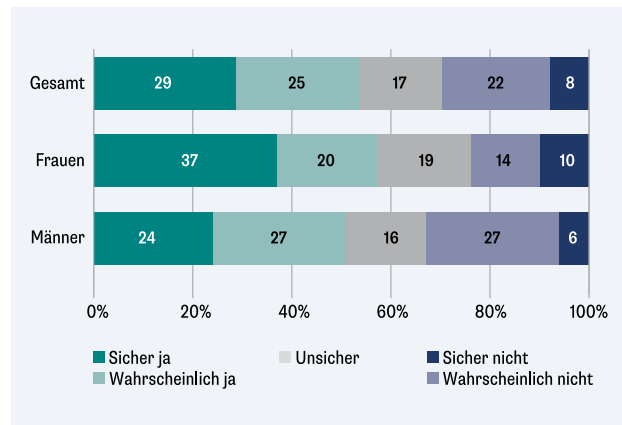


Abbildung 18.2: Auszugsvorhaben (25- bis 34-Jährige) (%)

wohingegen dies bei jenen, die nicht mit den Eltern zusammenwohnen, nur auf 20 % zutrifft. Ebenso sind Nesthocker etwas seltener sexuell aktiv. Unabhängig vom Beziehungsstatus geben 53 % an, dass sie innerhalb der letzten vier Wochen Geschlechtsverkehr hatten, im Vergleich zu 77 % derjenigen, die ohne Eltern wohnen. Auch in punkto Familiengründung sind Nesthocker weniger aktiv: Nicht einmal jede:r Zehnte (7 %) hat bereits ein leibliches Kind, während es bei den Gleichaltrigen, die das Elternhaus bereits verlassen haben, immerhin 42 % sind.

Männer deutlich sesshafter

Mit ihrer derzeitigen Wohnstätte scheinen die Nesthocker recht zufrieden zu sein, jedenfalls zufriedener als diejenigen, die ohne Eltern wohnen. Auf einer Skala von 0 bis 10 erreicht ihr durchschnittlicher Zufriedenheitswert 8,3 (jener der anderen 7,7). Gut drei Viertel der Nesthocker (76 %) bewerten ihre Wohnstätte sogar mit dem Maximalwert von 10, unter den anderen sind es knapp zwei Drittel (65 %). Trotzdem plant knapp jede:r Zweite, innerhalb der nächsten drei Jahre von den Eltern wegzuziehen. Dabei sind Männer deutlich sesshafter als Frauen: Jeder Dritte von ihnen will (eher) bleiben, unter den Frauen ist es nur knapp jede Vierte (24 %) (Abb. 18.2).

19 Familien und Haushaltsformen

BEAT FUX

Haushalte sind durch einen gemeinsamen Wohnsitz definierte Lebensformen. Es handelt sich dabei sowohl um durch gemeinschaftliches Wirtschaften geprägte Einheiten als auch – im sozialpsychologischen Sinne – um soziale Primärgruppen. In den folgenden Auswertungen des österreichischen GGP soll gezeigt werden, dass bei der Zusammensetzung der Haushaltsformen die familiäre und verwandtschaftliche Dimension dominiert. Dabei ist zu beachten, dass sich die Analyse auf koresidente Haushaltseinheiten beschränkt und (temporäre) bilokale Haushaltsformen (z. B. living apart together) ausgeblendet wurden.

Unterschieden wird zwischen vier Haupttypen von Haushalten (Abb. 19.1). Über alle Befragten hinweg beträgt der Anteil der Personen in Einpersonenhaushalten 14%. Über die Altersgruppen ändert sich dieser Anteil kaum. Mit 57% leben deutlich mehr Männer allein als Frauen (43%). Der zweite Haupttyp sind die Alleinerziehenden. Bei einer Häufigkeit von insgesamt 4% handelt es sich zwar um eine kleine Gruppe, die sich aber infolge von Trennungen und Scheidungen in den mittleren Altersgruppen fast verdoppelt. Der dritte Haupttyp ist die bei weitem größte Gruppe der in Paarhaushalten lebenden Personen, die 55% der Gesamtstichprobe ausmachen. Im Altersverlauf lebt nur ein Fünftel der unter 30-Jährigen mit einem Partner bzw. einer Partnerin zusammen. Mit zunehmendem Alter verdreifacht sich dieser Anteil. Differenziert man nach der Anzahl der Kinder, so sind Personen in Partnerschaften ohne weitere Personen mit 18% die größte Gruppe, gefolgt von Eltern in Paarhaushalten mit zwei Kindern (16%) und solchen mit einem Kind (15%). Der Anteil der Personen in größeren Familien (drei oder mehr Kinder) beläuft sich auf 6%. Nach dem 50. Lebensjahr findet eine leichte Verschiebung in Richtung komplexer Haushalte statt. Gut ein Viertel aller 18- bis 59-Jährigen (27%) lebt in komplexen Haushalten (vierter Haupttyp). Fast zwei Drittel (64%) der unter 30-Jährigen können dieser Haushaltsform zugeordnet werden. Von diesen gibt die große Mehrheit (76%) an, mit mindestens einem Elternteil und oft auch mit weiteren Verwandten (häufig Geschwistern) zusammenzuleben. Es dürfte sich also oft um Erwachsene handeln, die noch im elterlichen Haushalt leben.

Ein Viertel der Personen lebt in komplexen Haushaltsformen

Eine genauere Aufschlüsselung der Mitglieder komplexer Haushalte (Abb. 19.2) zeigt, dass Mehrgenerationenhaushalte stark vertreten sind. Personen in erweiterten Familienhaushalten (z. B. Familienkern mit weiteren Personen oder mehrere Familienkerne) bilden die nächstkleinere Gruppe. Der Anteil der Personen, die mit entfernten Verwandten und / oder nichtverwandten Personen zusammenwohnen, ist marginal. Als Reminiszenz sei erwähnt, dass Personen, die sich als „divers“ bezeichnen, nur in einigen Subkategorien von komplexen Haushalten zu finden sind.

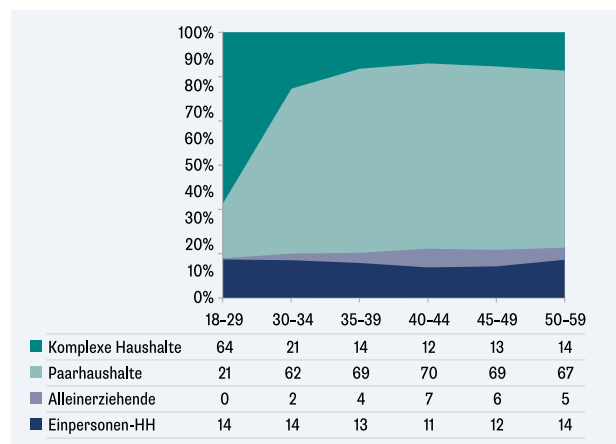


Abbildung 19.1: Personen in Haushaltsformen nach Altersgruppen (%)

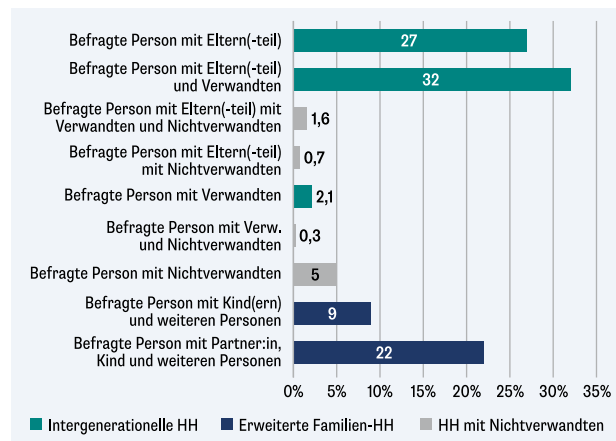


Abbildung 19.2: Personen in komplexen Haushalten (HH: Haushalte, %)

20 Aspekte intergenerationaler Beziehungen

BEAT FUX

Im GGP liegt ein Schwerpunkt auf den Austauschbeziehungen innerhalb des Generationenverbundes. Die affektive Dimension wird anhand der Zufriedenheit mit der Beziehung zu beiden Elternteilen untersucht. Im Mittelpunkt stehen assoziative Aspekte (d.h. mediale Kontakte und persönliche Treffen mit den Eltern) sowie funktionale Interaktionen (d.h. Pflegeleistungen und finanzielle Transfers).

Zur Qualität der intergenerationalen Beziehungen

Die Beziehungsqualität zum Vater und zur Mutter (zehnstufige Skala) erweist sich durchgängig als gut. Die Beziehung zur Mutter (Mittelwert: 8,3) wird leicht besser als jene zum Vater (7,7) eingestuft. Unterschiede zwischen den Geschlechtern und nach Altersgruppen sind relativ klein. Jedoch führt der Umstand, dass die Ehe der Eltern getrennt wurde, zu einer markanten Verschlechterung der Beziehung zum Vater (Mittelwerte zwischen 5,4 und 6,2 im Altersverlauf). Die Zufriedenheit mit der Beziehung zur Mutter wird dadurch weniger stark tangiert.

Kontakthäufigkeit und Unterstützungsleistungen

Rund ein Drittel der Befragten treffen sich täglich oder mehrfach wöchentlich mit der Mutter, etwas weniger (30,5%) mit dem Vater (Abb. 20.1). Zwei von drei geben mindestens wöchentliche mediale Kontakte zur Mutter

zu Protokoll, deutlich weniger mit dem Vater (44,6%). Bloß sporadische Kontakte zu beiden Elternteilen sind selten. Die Dichte der Kontakte und Treffen ist bei den weiblichen Befragten deutlich höher. Ebenso sind die Interaktionen mit der Mutter ausgeprägter sind als jene mit dem Vater (Abb. 20.1). Im Altersverlauf verringert sich die Zahl der Kontakte und Treffen in Phasen hoher familialer Belastung.

Nur wenige Befragte haben Pflegeleistungen erhalten. Wo doch, erfolgte der Pflegesupport zu knapp 75% durch die Mutter (inklusive Stief- und Schwiegermütter), den Vater oder den/die Partner:in. Rund zwei Drittel der erbrachten Pflegeleistungen waren an die eigenen Kinder, die Mutter oder den Vater adressiert. Außerverwandtschaftliche Leistungstransfers waren marginal.

Ähnliches zeigt sich beim finanziellen Support. Drei Viertel der Transfers erfolgten durch die Eltern oder die Großeltern. Erbringer von Geldleistungen alimentierten zu rund einem Drittel ihre Kinder. Auf den folgenden Plätzen rangierten Vater, Mutter und Partner:in. Zu 12% erhielten auch Freunde, Berufskolleg:innen etc. Support (Abb. 20.2).

Insgesamt weisen die affektiven, assoziativen und funktionalen Aspekte der intergenerationalen Solidarität eine ungebrochen starke Familienorientierung auf.

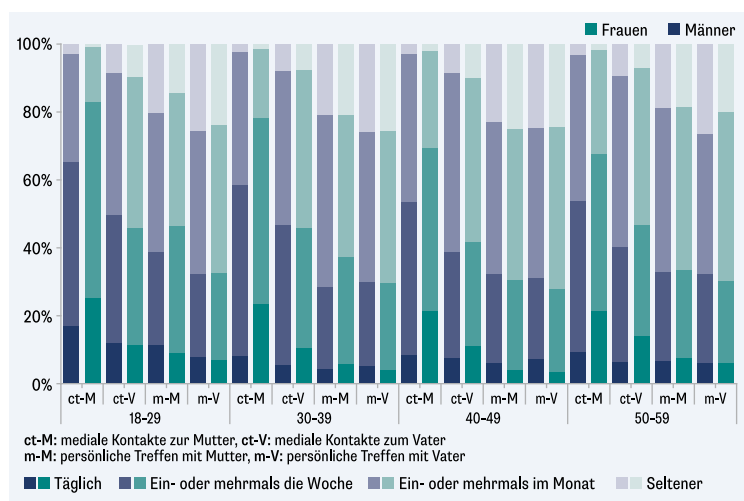


Abbildung 20.1: Kontakte und persönliche Treffen mit Vater und Mutter nach Altersgruppen (%)

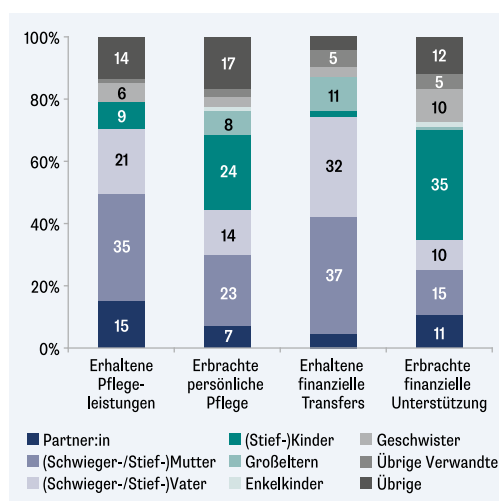


Abbildung 20.2: Erhaltene und erbrachte Pflegeleistungen und finanzielle Transfers (%)



Kinderwunsch

21 Sind Kinder wichtig für ein erfülltes Leben?

EVA-MARIA SCHMIDT • NORBERT NEUWIRTH

Gesellschaftliches Zusammenleben ist von Wertvorstellungen geprägt. Die Indikatorfragen, dass ein Mann bzw. eine Frau Kinder braucht, um ein erfülltes Leben zu haben, erfassen die Verbreitung dieser Werthaltungen. Diese scheint seit der GGP.at Welle 2008/09 deutlich abgenommen zu haben; die geschlechtsspezifischen Unterschiede bestehen jedoch nach wie vor: Die Zustimmung zur Aussage, dass ein Mann Kinder für ein erfülltes Leben braucht, ist in der Gruppe der jeweils befragten Männer von 28% auf 20% gesunken, während sie sich bei den jeweils befragten Frauen von

18% auf 10% verringert hat. Bei derselben Aussage für die Frau ist der Rückgang der Zustimmung noch deutlicher, der Unterschied zwischen den Geschlechtern ist jedoch nur noch marginal: Während sich bei den männlichen Befragten der Anteil der Zustimmenden von 28% auf 13% verringerte, sank er bei den weiblichen Befragten von 23% auf 12%. Werthaltungen, die ein erfülltes Leben einer Frau mit Mutterschaft verbinden, haben somit unabhängig vom Geschlecht der Befragten markant an Bedeutung verloren.

Sichtweisen heutiger Eltern

Im Durchschnitt stimmen Eltern beiden Aussagen eher zu. Noch deutlicher wird dies im Vergleich der Alterskohorten (Abb. 21.1): Mit zunehmendem Alter steigt zwar die Zustimmung bei Kinderlosen leicht an und die geschlechtsspezifischen Einstellungsunterschiede nehmen ab. Dies könnte auf eine zunehmende Reflexion der eigenen Lebenszusammenhänge hindeuten. Wird die Bedeutung von Kindern für einen Mann abgefragt, zeigen jedoch Männer mit Kindern durchwegs die höchsten und steigende Zustimmungsraten, während Frauen mit Kindern seltener, in der mittleren Altersklasse beiden Aussagen sogar am seltensten zustimmen. Eltern im Alter von 50 bis 59 Jahren weisen – oft nach der intensiven Familienphase – die durchschnittlich höchsten Zustimmungswerte auf.

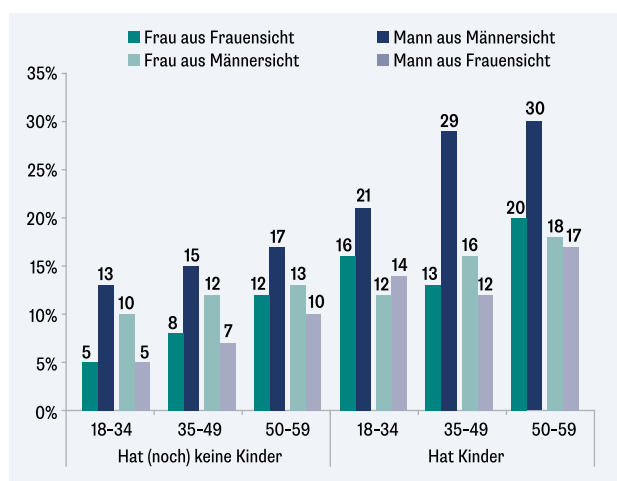


Abbildung 21.1: „Eine Frau / ein Mann braucht Kinder, um ein erfülltes Leben zu haben“, nach Altersklassen (%)

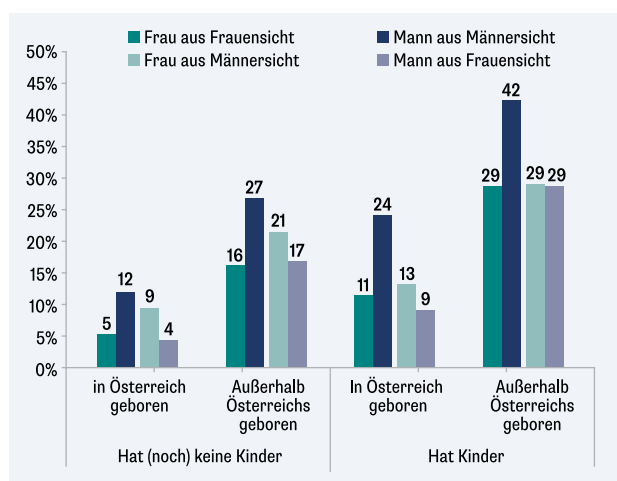


Abbildung 21.2: „Eine Frau / ein Mann braucht Kinder, um ein erfülltes Leben zu haben“, nach Geburtsort (%)

Rolle des Geburtslandes

Im Ausland geborene Befragte weisen trotz ihrer heterogenen Zusammensetzung insgesamt mehr als doppelt so hohe Zustimmungswerte auf wie in Österreich geborene Befragte (Abb. 21.2). Unabhängig vom Geburtsland sticht jedoch auch in der Gruppe der Personen mit Kindern die männliche Sichtweise hervor: Väter stimmen der Aussage, dass Kinder für das erfüllte Leben eines Mannes wichtig sind, deutlich öfter zu als der gleichen Aussage für das erfüllte Leben einer Frau.

22 Kinderwunsch und Kinderzahl von Frauen nach formaler Bildung

GEORG WERNHART

Die Erhebung des Kinderwunsches und der Wahrscheinlichkeit seiner Realisierung ist eine der Kernaufgaben des GGP. Nachfolgend werden diese Kerngrößen differenziert nach formaler Bildung dargestellt. Die Analyse fokussiert auf die weibliche Bevölkerung Österreichs im Alter von 18–59. Die Ergebnisse für Männer sind in der Tendenz zwar ähnlich, jedoch nicht deckungsgleich.

Weniger Kinder aber größerer Kinderwunsch bei Akademikerinnen

Abbildung 22.1 zeigt die bereits realisierte sowie die (noch zusätzlich) gewünschte Kinderzahl, gegliedert nach drei unterschiedlichen Bildungsniveaus. Zuerst fällt auf, dass die realisierten Kinderzahlen mit steigender formaler Bildung abnehmen. Haben rund 70% der Frauen mit Pflichtschulabschluss in den befragten Altersklassen bereits zumindest ein Kind, so beträgt dieser Anteil bei Frauen mit abgeschlossener tertiärer Ausbildung nur rund 55%. Der Unterschied beruht hier vorwiegend auf dem nicht vorhandenen Übergang zum zweiten und vor allem zum dritten Kind, während der Anteil der Frauen mit einem Kind mit rund 20% in allen Bildungsschichten ziemlich konstant ist.

Gleichzeitig zeigt die Differenzierung nach Bildung bei der (zusätzlich) gewünschten Kinderzahl deutlich

größere Potenziale bei formal höher gebildeten Frauen. So wollen rund 50% der derzeit kinderlosen Akademikerinnen noch Kinder haben – vorzugsweise zwei. Auch 30% der Akademikerinnen mit derzeit einem Kind möchten zukünftig noch weitere Kinder. Im Gegensatz dazu scheint bei Frauen mit Pflichtschulabschluss die Realisierung des Kinderwunsches zu einem Gutteil bereits abgeschlossen. Somit könnte es mittelfristig bei formal höher gebildeten Frauen zu einem Aufholprozess bei der realisierten Kinderzahl kommen. Doch wie hoch ist die Wahrscheinlichkeit, dass dieser Wunsch nach (weiteren) Kindern umgesetzt wird?

Wie Abbildung 22.2 zeigt, sind die Chancen für eine erfolgreiche Umsetzung durchaus als gut zu bewerten. So geben 28% der derzeit kinderlosen Akademikerinnen an, dass sie in den nächsten drei Jahren sicher oder ziemlich sicher ein Kind bekommen werden. Bei den Akademikerinnen mit derzeit einem Kind sind es sogar 37%. Eher gering ist hingegen die Realisierungswahrscheinlichkeit für ein drittes Kind (5%).

Die zweite Erhebungswelle des GGP in drei Jahren wird zeigen, ob die Akademikerinnen ihr Vorhaben tatsächlich verwirklicht haben oder nicht doch wieder aus aufgeschoben aufgehoben wurde.

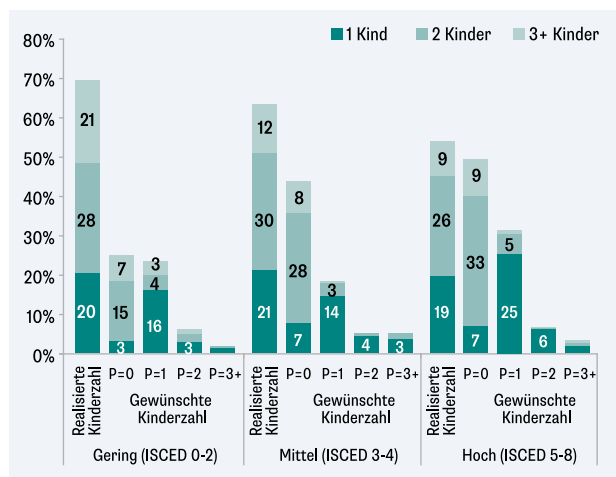


Abbildung 22.1: Realisierte und gewünschte Kinderzahl, Frauen (%)

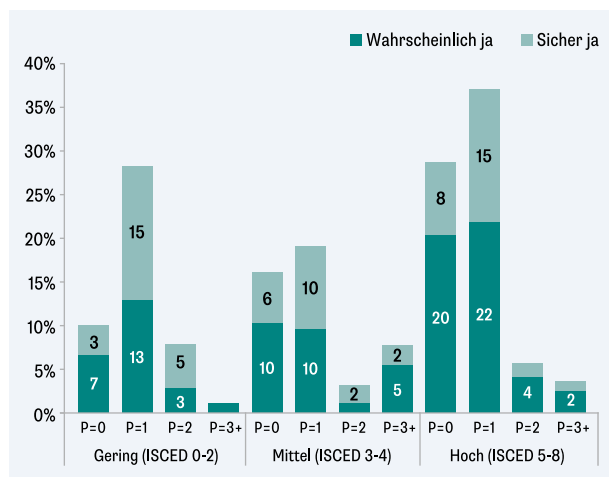


Abbildung 22.2: Subjektive Wahrscheinlichkeit für ein (weiteres) Kind, Frauen (%)

23 Eins, zwei oder drei? Zur idealen Kinderzahl

BERNHARD RIEDERER

In Österreich dominiert nach wie vor das Zwei-Kind-Ideal. Der konkrete Kinderwunsch und das persönliche Ideal stimmen dabei häufig mit dem gesellschaftlichen Ideal überein. Es gibt aber auch interessante Unterschiede.

Kinderwunsch, persönliches und gesellschaftliches Ideal

Im Rahmen des GGP wird nicht nur die von den Befragten gewünschte Kinderzahl erhoben, sondern bei den 18- bis 49-Jährigen auch die Kinderzahl, die sie für sich selbst und gesellschaftlich als ideal erachten. Während der konkrete Kinderwunsch stark von der aktuellen Situation geprägt wird (bereits vorhandene Kinder, Alter etc.), verweisen persönliche Ideale auf abstraktere Wunschvorstellungen und gesellschaftliche Ideale auf normative Aspekte. Dennoch stimmen sie häufig überein: Bei 61% sind Kinderwunsch und persönliches Ideal, bei 58% persönliches und gesellschaftliches Ideal und bei immerhin 43% Kinderwunsch und gesellschaftliches Ideal ident.

Zwei Kinder werden mit Abstand am häufigsten gewünscht bzw. als ideal genannt (Abb. 23.1, links). Sie gelten in erster Linie als gesellschaftliches Ideal (59%). Eine Divergenz zwischen Kinderwunsch und Idealen besteht vor allem bei Kinderzahlen unter zwei. Während sich 24% keine Kinder oder nur ein Kind wünschen, halten dies nur 13% persönlich und nur 6% gesellschaftlich für ideal.

Ideale nach Lebensform, Alter und Bildung

Kinderwunsch und Ideal hängen stark von der Anzahl der bereits vorhandenen Kinder ab. So wünschen sich z. B. von den Personen, die zwei leibliche Kinder haben, 78% auch genau zwei Kinder, 69% halten zwei Kinder für sich selbst und 65% für gesellschaftlich ideal. Spannend ist daher vor allem der Kinderwunsch von Personen, die nicht gemeinsam mit Kindern leben (Abb. 23.1, rechts). Hier zeigt sich, dass etwa bei alleinlebenden Personen größere Unklarheiten beim Kinderwunsch bestehen (37% können oder wollen keine Zahl nennen) und häufiger kein Kinderwunsch existiert (27%). Der Anteil derer, die Kinderlosigkeit für sich als Ideal

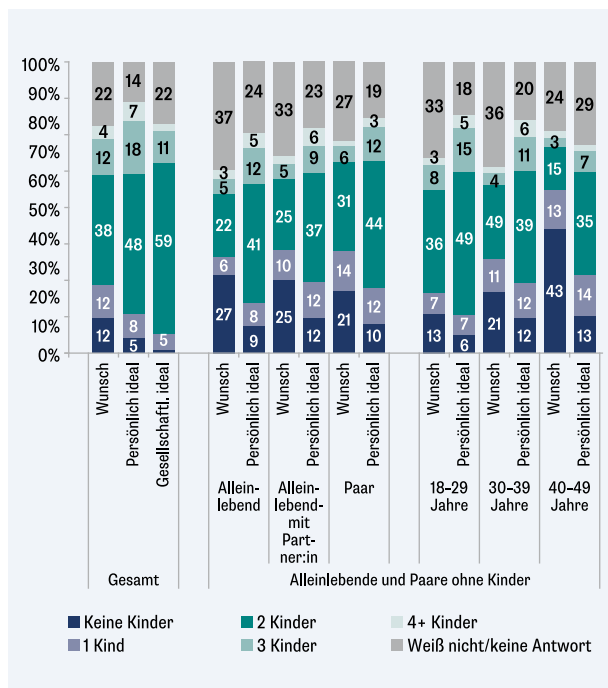


Abbildung 23.1: Kinderwunsch, persönliches Ideal und gesellschaftlich als ideal angesehene Kinderzahl (%)

ansehen, ist deutlich geringer (9%). Vergleichbare Ergebnisse sind bei Alleinlebenden mit Partner:in und Paaren ohne Kinder festzustellen. In allen drei Gruppen spielt dabei das Alter der Befragten eine große Rolle: So wünschen sich in diesen Gruppen insgesamt nur 13% der 18- bis 29-Jährigen, aber 43% der 40- bis 49-Jährigen explizit keine Kinder, während nur 6% bzw. 13% dies als persönliches Ideal bezeichnen.

Generell zeigt sich bei der Betrachtung nach Altersgruppen, dass die Jüngeren (18-29 Jahre) häufiger unsicher bezüglich ihres Kinderwunsches sind (27%) und öfter zwei Kinder als gesellschaftliches Ideal ansehen (66%). Nach Bildung aufgeschlüsselt fällt auf, dass sich Personen mit niedrigem Bildungsniveau am seltensten zwei Kinder wünschen (26%) und häufiger eine höhere Kinderzahl als persönlich ideal empfinden (20% drei Kinder und 9% vier oder mehr Kinder). Bei einer Differenzierung nach Geschlecht ergeben sich kaum Unterschiede. Männer können oder wollen lediglich etwas häufiger keine Zahl angeben, wenn es um den Kinderwunsch oder das persönliche Ideal geht.

24 Zwei-Kind-Ideal und Migrationshintergrund

ISABELLA BUBER-ENNSER • BERNHARD RIEDERER

Aktuell sind zwei von zehn Personen, die in Österreich leben, in einem anderen Land geboren. In diesem Beitrag wird der Frage nachgegangen, ob Zugewanderte andere ideale Kinderzahlen angeben als Menschen, die in Österreich geboren sind. Mit den beiden Fragen „Was glauben Sie, ist die ideale Zahl von Kindern für eine Familie in Österreich?“ und „Für Sie persönlich: Was wäre die ideale Zahl von Kindern, die Sie gerne hätten oder gehabt hätten?“, werden sowohl gesellschaftliche als auch persönliche Ideale erfasst. Deutschland (DE) sowie Bosnien und Herzegowina (BiH), die aktuell an erster und zweiter Stelle der Herkunftsländer der Zugewanderten stehen, werden gesondert dargestellt, die übrigen Herkunftsländer werden grob zusammengefasst in „andere europäische Staaten“ und „andere Drittstaaten“.

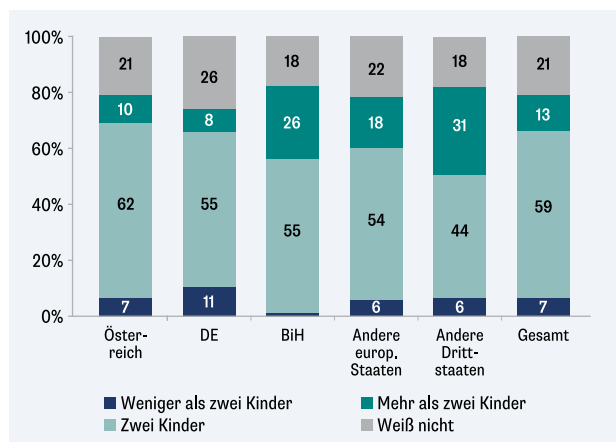


Abbildung 24.1: Ideale Kinderzahl für eine Familie in Österreich (%)

Unabhängig vom Herkunftsland ist die Zwei-Kind-Familie das gesellschaftliche Ideal

Über alle Herkunftsgruppen hinweg werden zwei Kinder am häufigsten als ideale Kinderzahl für eine Familie in Österreich angesehen. Für relativ viele Personen aus Bosnien und Herzegowina sowie aus anderen Drittstaaten sind mehr als zwei Kinder das gesellschaftliche Ideal (für ein Viertel bzw. fast ein Drittel) (Abb. 24.1). Sie sehen zudem selten weniger als zwei Kinder als ideal an, was häufiger bei Frauen und Männern aus Österreich und aus Deutschland sowie aus anderen europäischen Ländern vorkommt.

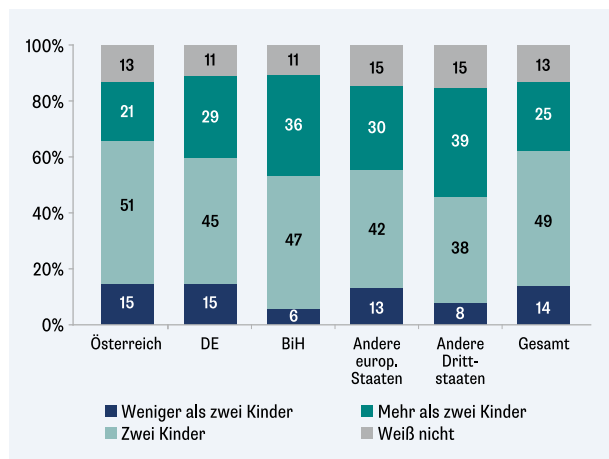


Abbildung 24.2: Persönliche ideale Kinderzahl (%)

Drei oder mehr Kinder sind häufiger das persönliche Ideal von Personen aus Bosnien und Herzegowina sowie anderen Drittstaaten

Bei der Frage nach der persönlich idealen Kinderzahl sind die Unterschiede nach Geburtsland noch markanter: Befragte aus Bosnien und Herzegowina sowie insbesondere Zugewanderte aus anderen Drittstaaten geben vergleichsweise öfter mehr als zwei Kinder als ihr Ideal an (36 % bzw. 39 %) (Abb. 24.2). Für in Österreich Geborene sind größere Familien seltener das persönliche Ideal (rund 20 %). Die Gruppe, die weniger als zwei Kinder als persönlich ideale Kinderzahl angibt, ist unter Österreicher:innen sowie Personen aus Deutschland und anderen europäischen Ländern mit rund 14 % ähnlich groß, aber nur etwa halb so groß bei Personen aus Bosnien und Herzegowina oder anderen Drittstaaten. In allen Herkunftsgruppen werden weniger als zwei Kinder deutlich häufiger als persönliches, denn als gesellschaftliches Ideal angesehen.

Die als ideal angegebene Kinderzahl liegt in der Regel über der tatsächlich realisierten Kinderzahl. Persönliche Lebensumstände in Partnerschaft oder Beruf sowie finanzielle oder gesundheitliche Gründe sind häufig die Ursache für diese Diskrepanzen, die sich nur teilweise verringern, wenn man zur aktuellen Kinderzahl weitere Kinderwünsche hinzurechnet. Wie bei den Idealvorstellungen sind die Unterschiede zwischen den Herkunftsgruppen jedoch ähnlich.

25 Religion und Kinderzahl

GWEN GÖTLT • CAROLINE BERGHAMMER

In Österreich nimmt die Anzahl der Katholik:innen stetig und rapide ab. Wie Daten der Statistik Austria zeigen, fiel ihr Anteil zwischen 2001 (Volkszählung) und 2021 (Mikrozensus) von 74 % auf 55 %, während im selben Zeitraum der Anteil der Personen ohne Bekenntnis auf 22 % stieg. Der Katholizismus ist nach wie vor die mit Abstand größte religiöse Gemeinschaft, die meisten Katholik:innen üben ihre Religion allerdings nicht aktiv aus.

Religiöse Überzeugungen können die Vorstellungen von Familie beeinflussen. Im Folgenden werden die Unterschiede in der idealen, gewünschten und tatsächlichen Kinderzahl zwischen Personen ohne Bekenntnis und Katholik:innen dargestellt (zusammen machen beide Gruppen 84 % der gesamten Stichprobe aus).

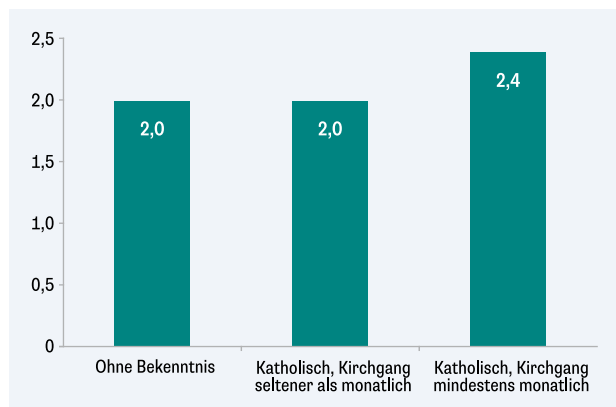


Abbildung 25.1: Durchschnittliche ideale Kinderzahl für eine Familie in Österreich nach Religionsbekenntnis und Kirchgang

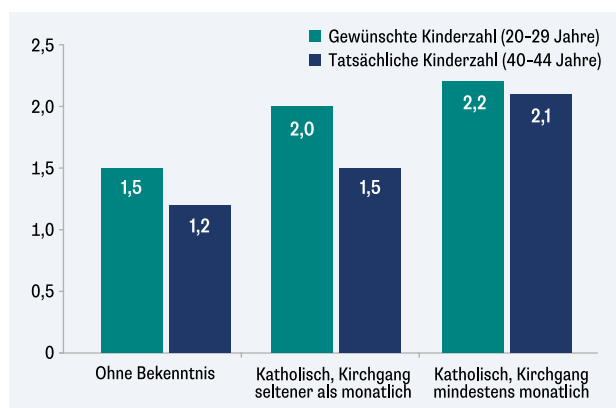


Abbildung 25.2: Durchschnittliche gewünschte und tatsächliche Kinderzahl nach Religionsbekenntnis und Kirchgang

Da sich nicht alle Katholik:innen ihrer Religion gleich stark verbunden fühlen, wird zusätzlich danach unterschieden, ob zumindest monatlich oder seltener eine Messe besucht wird.

Ideale Kinderzahl bei praktizierenden Katholik:innen am höchsten

Die durchschnittliche Kinderzahl, die in Österreich als ideal für eine Familie angesehen wird, unterscheidet sich zwischen Katholik:innen und Personen ohne Bekenntnis, aber auch innerhalb der Katholik:innen danach, ob sie ihre Religion praktizieren. Katholik:innen, die häufig den Gottesdienst besuchen, geben im Durchschnitt 2,4 Kinder als ideal an, weniger aktive Katholik:innen und Personen ohne Bekenntnis durchschnittlich 2,0 Kinder (Abb. 25.1).

Gewünschte und tatsächliche Kinderzahl bei praktizierenden Katholik:innen am höchsten

Des Weiteren untersuchten wir die gewünschte Kinderzahl von Personen im Alter von 20 bis 29 Jahren sowie die tatsächliche Kinderzahl von Personen im Alter von 40 bis 44 Jahren. Junge Personen ohne Bekenntnis wünschen sich im Durchschnitt 1,5 Kinder, praktizierende Katholik:innen 2,2 Kinder (Abb. 25.2). Katholik:innen, welche nicht regelmäßig die Messe besuchen, liegen mit 2,0 Kindern dazwischen. Ähnlich groß sind die Unterschiede bei der tatsächlichen Kinderzahl. Personen ohne Bekenntnis haben im Durchschnitt 1,2 Kinder und praktizierende Katholik:innen 2,1 Kinder, also fast ein Kind mehr.

Zusammenfassend bestätigt daher auch die aktuelle Erhebung, dass Religion das Familienbild und das Familienverhalten beeinflussen kann.

26 Unsicherheiten im Kinderwunsch

ISABELLA BUBER-ENNSER

Die Frage, ob sie in den nächsten drei Jahren ein Kind oder ein weiteres Kind haben möchten, können viele nicht mit einem klaren „Ja“ oder „Nein“ beantworten.

In der Altersgruppe 18–49 antworten rund vier von zehn Befragten mit „wahrscheinlich nicht“, „ich bin mir unsicher“ oder „wahrscheinlich ja“. Die Hälfte plant in naher Zukunft sicher keine Familiengründung oder Familienerweiterung, während „nur“ 6 % ganz sicher ein Kind in den nächsten drei Jahren wollen. Unsicherheiten werden von Männern häufiger angegeben als von Frauen (Abb. 26.1) und zwar in ähnlichem Umfang in allen Altersgruppen. Im jungen Erwachsenenalter (unter 25) und in den sogenannten späteren Jahren (ab 40) wird häufig mit „sicher nicht“ geantwortet – eine Familie ist erst für später geplant bzw. die Familienplanung bereits abgeschlossen.

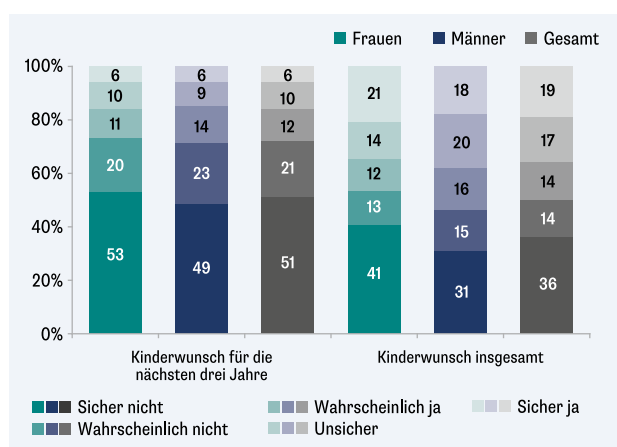


Abbildung 26.1: Unsicherheiten im Kinderwunsch 2022 / 23 (%)

Knapp die Hälfte legt sich nicht fest, ob in Zukunft (weitere) Kinder geplant sind

Auch ob man später (weitere) Kinder haben möchte – also nicht in den nächsten drei Jahren, sondern in einem längerem Zeithorizont – können oder wollen viele nicht klar mit „sicher ja“ oder „sicher nicht“ beantworten (Abb. 26.1). Während gut ein Drittel künftig keine (weiteren) Kinder möchte, wollen zwei von zehn künftig (weitere) Kinder. Aber knapp die Hälfte ist sich weniger sicher: 14 % meinen „wahrscheinlich nicht“, 17 % „wahrscheinlich ja“ und weitere 14 % sind sich unklar darüber.

Frühere (internationale) Studien zeigen, dass sich Familienpläne im Laufe des Lebens ändern, bedingt durch das Zusammenziehen mit oder die Trennung von einer Partnerin bzw. einem Partner, berufliche Umstände, Beginn oder Abschluss einer Ausbildung. Auch das Alter des jüngsten Kindes spielt eine Rolle bei der Frage, ob ein weiteres Geschwisterkind geplant ist.

Dynamik im Kinderwunsch, vor allem bei Kinderlosen

Ein Vergleich der im Rahmen des GGP-I 2008 / 09 und 2012 / 13 durchgeführten Erhebungen zeigt die Dynamik der Familienplanung für die nahe Zukunft (Abb. 26.2). In diesen vier Jahren wurde bei zahlreichen Befragten aus einem „Sicher nicht“ ein „Wahrscheinlich nicht“, aus einem „Wahrscheinlich nicht“ ein „Sicher nicht“ oder aus einem „Wahrscheinlich nicht“ ein „Wahrscheinlich ja“. Größere „Sprünge“ wie von „sicher ja“ zu „sicher nein“ waren selten, und auch die Realisierung eines Kinderwunsches erfolgte zumeist dann, wenn zuvor „sicher“ ein Kind in naher Zukunft geplant war. Weitere Analysen zeigen, dass vor allem die Kinderwünsche der Kinderlosen sehr dynamisch sind, während Eltern mit zwei oder mehr Kindern ihre Pläne weniger häufig ändern und meist bei „sicher nicht“ bleiben.

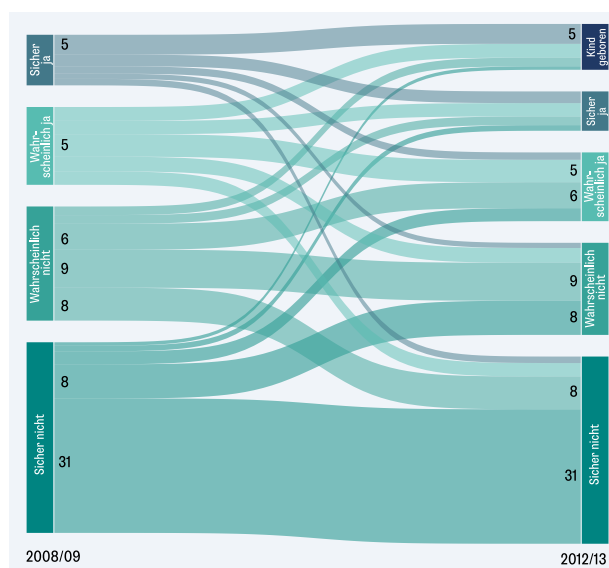


Abbildung 26.2: Dynamik des kurzfristigen Kinderwunsches zwischen 2008 / 09 und 2012 / 13 (%)

27 Kinderlosigkeit: Gewollt oder ungewollt?

TOMÁŠ SOBOTKA • KRYŠTOF ZEMAN

Die relativ hohe Kinderlosigkeit in Österreich – sie erreicht bei in den 1970er Jahren geborenen Frauen fast 20 % (siehe Beitrag 3) – ist teils geplant, teils situationsbedingt und teils ungewollt. Die Absicht, kinderlos zu bleiben, entwickelt sich häufig im Laufe des Lebens und spiegelt Veränderungen in den individuellen Präferenzen, aber auch in der Erwerbstätigkeit, Partnerschaft und Gesundheit wider. Daher kann für viele Frauen und Männer im späten reproduktiven und postreproduktiven Alter Kinderlosigkeit als situativ angesehen werden – z.B. als Ergebnis sich verändernder Lebensumstände, oft in Kombination mit aufgeschobener Familiengründung sowie dem Fehlen eines „geeigneten“ Partners bzw. einer „geeigneten“ Partnerin.

Unterschiede nach Alter und Geschlecht: gewollte Kinderlosigkeit und Unsicherheit bei Männern häufiger

Wie unterscheidet sich die Absicht, kinderlos zu bleiben, nach Geschlecht und Alter? Für Männer und Frauen im Alter von 20 bis 44 Jahren ermöglichen die Daten des GGP 2022/23 einen detaillierten Einblick (Abb. 27.1). Bei den Frauen zeigt sich ein enger Zusammenhang zwischen Alter und geplanter Kinderlosigkeit: Der Anteil jener, die sicher kein Kind haben wollen, steigt nach Mitte 30, beträgt 8 % in der Altersgruppe der 35- bis 39-Jährigen und 12 % in der Altersgruppe der 40- bis 44-Jährigen. In diesem Alter sind viele Frauen mit Unfruchtbarkeit konfrontiert oder haben sich mit ihrer Kinderlosigkeit abgefunden. Dagegen

ist der Anteil jener, die sich über ihre Präferenzen im Unklaren sind, bei den unter 30-Jährigen am höchsten.

Bei den Männern ändert sich die Absicht, kinderlos zu bleiben, mit dem Alter weniger deutlich, doch insgesamt planen mehr Männer als Frauen ein Leben ohne Kinder. Dies gilt vor allem für die Ende 20-Jährigen: Jeder fünfte Mann zwischen 25 und 29 plant, (sicher oder wahrscheinlich) kinderlos zu bleiben, gegenüber nur 8 % bei den Frauen in der gleichen Altersgruppe. Sowohl bei den Männern als auch bei den Frauen im jungen Erwachsenenalter ist der Anteil derer, die sicher ein Kind möchten, erstaunlich gering, und viele Befragte halten sich ihre Optionen offen.

Die Absicht, kinderlos zu bleiben, ist im letzten Jahrzehnt gestiegen

Hat sich die Absicht, kinderlos zu bleiben, im Laufe der Zeit verfestigt? Internationale Diskussionen über den Werte- und Lebensstilwandel junger Erwachsener sowie neue Sorgen über den Klimawandel legen nahe, dass ein wachsender Anteil junger Erwachsener plant, kinderlos zu bleiben. Abbildung 27.2 zeigt anhand der Daten aus den GGP-Erhebungen den Anteil der Frauen und Männer im Alter von 20 bis 29 Jahren, die nicht beabsichtigen, ein Kind zu bekommen. Zwischen den beiden letztgenannten Befragungen ist in der Tat ein sprunghafter Anstieg der gewollten Kinderlosigkeit festzustellen. Der Unterschied ist bei den Männern am stärksten: Der Anteil derer, die keine Kinder haben wollen, hat sich von 8 % auf 16,3 % verdoppelt.

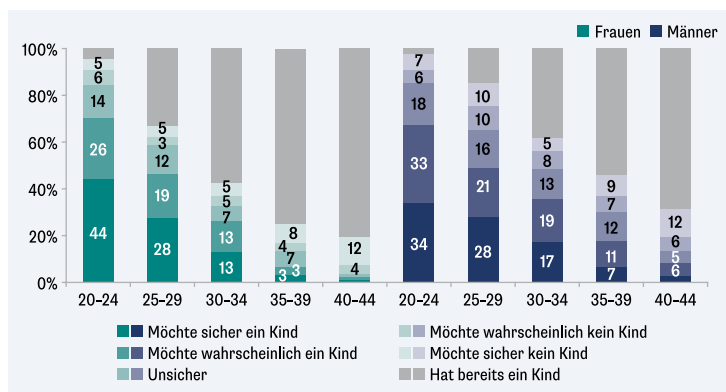


Abbildung 27.1: Elternschaft und Kinderwunsch der Kinderlosen, nach Geschlecht und Alter (%)

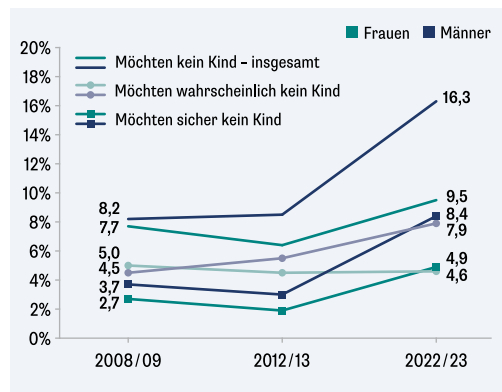


Abbildung 27.2: Gewollte dauerhafte Kinderlosigkeit nach Geschlecht, Befragte im Alter 20-29 (%)

28 Einzelkinder und Kinderwunsch

CHRISTINE GESERICK

Von den 18- bis 59-Jährigen sind 9 % als Einzelkind aufgewachsen, d. h., sie geben an, nie einen Bruder oder eine Schwester gehabt zu haben. Wirkt sich diese Sozialisationserfahrung möglicherweise auf die eigene Familiengründung aus, sowohl was den Kinderwunsch als auch dessen Umsetzung betrifft?

Einzelkind-Status „vererbt“ sich

Tatsächlich wird der Einzelkind-Status nicht selten „vererbt“. Unter den 45- bis 59-Jährigen – also denjenigen, die wahrscheinlich keine Kinder mehr bekommen – haben Einzelkinder häufiger genau ein Kind (27%) als Nicht-Einzelkinder (20%) (Abb. 28.1). Auch bleiben sie häufiger kinderlos und gründen seltener eine

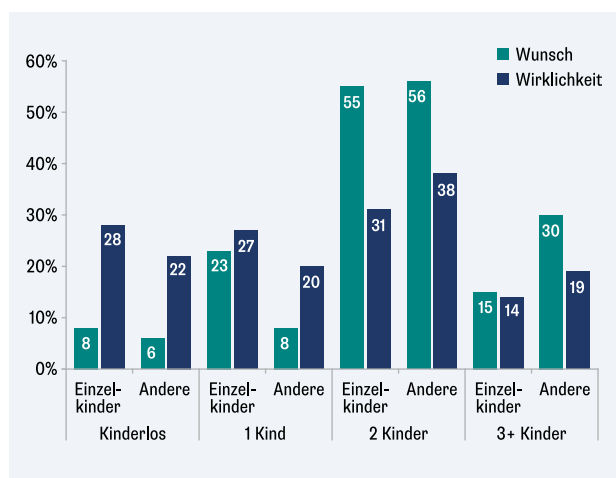


Abbildung 28.1: Ideale und realisierte Kinderzahl (%)

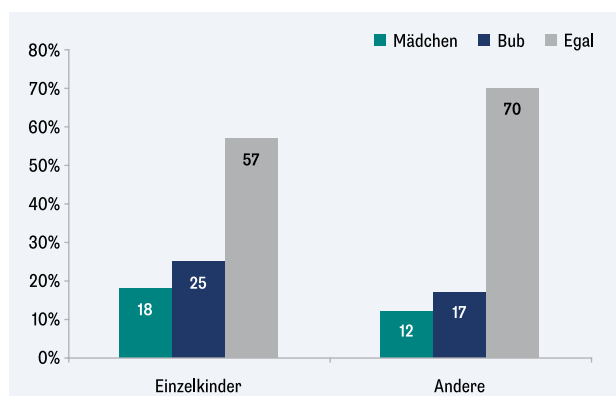


Abbildung 28.2: Geschlechtswunsch für das erste / nächste Kind (18- bis 49-Jährige, %)

Zwei- oder Mehrkindfamilie. Kurz gesagt: Sie haben weniger Kinder. Doch war das auch ihr Wunsch?

Auffallend ist der deutlich stärkere Wunsch nach einem Einzelkind: Erwachsene ohne Geschwister nennen fast dreimal so häufig wie andere „ein Kind“ als ideale Kinderzahl (23% vs. 8%). Auch wollen sie eher kinderlos bleiben, doch ist der Unterschied hier minimal. Hingegen dominiert das Zwei-Kind-Ideal auch bei Einzelkindern, wobei bei ihnen dieser Wunsch besonders oft unerfüllt bleibt: 55% der Einzelkinder wünschen sich zwei Kinder, aber nur 31% haben gegen Ende ihrer fertilen Phase genau zwei Kinder. Bei den Nicht-Einzelkindern sind es 56% (Wunsch) bzw. 38% (realisiert).

Deutlichere Geschlechtspräferenz für das erste Kind

Typisch für Einzelkinder ist außerdem, dass sie sich für ihr (potenzielles) erstes Kind eher ein bestimmtes Geschlecht wünschen als Nicht-Einzelkinder (Abb. 28.2). Im Fokus stand die Gruppe der (noch) kinderlosen 18- bis 49-Jährigen. Während 57% der Einzelkinder angaben, das Geschlecht spiele „keine Rolle“, war diese offene Haltung bei Nicht-Einzelkindern weiter verbreitet (70%). Einzelkinder haben also häufiger einen Geschlechtswunsch, der leicht in Richtung männlich tendiert (25% für Buben vs. 18% für Mädchen). Die grundsätzliche Präferenz für männliche Nachkommen gilt auch für Nicht-Einzelkinder, ist bei diesen jedoch schwächer ausgeprägt: Sofern sie eine Präferenz haben, wünschen sich auch Personen, die mit Geschwistern aufgewachsen sind, eher einen Buben (17%) als ein Mädchen (12%).

29 Die (un)geplante Elternschaft

BERNHARD RIEDERER

Schwangerschaften sind größtenteils gewollt. Ein Teil der Kinder kommt jedoch später als geplant.

Geplante und ungeplante Schwangerschaften

Im GGP wurden (werdende) Eltern gefragt, ob ihre aktuelle bzw. letzte Schwangerschaft geplant oder ungeplant war. Insgesamt gaben 79 % der Befragten an, dass ihre Schwangerschaft geplant war. Weitere 8 % ließen sie einfach auf sich zukommen. Lediglich 13 % bezeichneten die Schwangerschaft als ungeplant. Bei 73 % der Schwangerschaften, die entweder geplant waren oder die man auf sich zukommen ließ, trat die Schwangerschaft aus Sicht der Befragten zum „richtigen“ Zeitpunkt ein, bei 16 % jedoch später und bei 11 % früher als gewünscht.

Im Folgenden wird nur noch bei den geplanten Schwangerschaften nach dem Zeitpunkt der Schwangerschaft differenziert. Insgesamt sind die meisten Schwangerschaften geplant und treten zum gewünschten Zeitpunkt ein (59 %). Am zweithäufigsten sind geplante Schwangerschaften, die erst später als gewünscht eintreten (14 %).

Alter bei der Geburt, Parität und ökonomischer Status

Die Beurteilung der Schwangerschaft variiert mit zunehmender zeitlicher Distanz zum Ereignis: Die Anteile der geplanten und ungeplanten Schwangerschaften sind im Rückblick deutlich höher als bei aktuellen Schwangerschaften, bei denen viel häufiger angegeben wird, man habe sie auf sich zukommen lassen (Abb. 29.1).

Unterschiede zeigen sich auch in Abhängigkeit vom Alter zum Zeitpunkt der Schwangerschaft bzw. der Geburt. Ungeplante Schwangerschaften machen sowohl bei den jüngeren Eltern (18-24 Jahre) als auch bei den älteren Eltern (45 Jahre und älter) einen größeren Anteil aus (37 % bzw. 22 %). Der Anteil geplanter Schwangerschaften zum gewünschten Zeitpunkt ist in den Altersgruppen 25-29 und 30-34 am höchsten (64-65 %), der Anteil geplanter Schwangerschaften, die später als gewünscht eintreten, in den Altersgruppen 35-39 (18 %) und 40-44 (22 %).

Die Betrachtung nach der Anzahl der bereits zuvor geborenen Kinder zeigt, dass der Anteil der geplanten Schwangerschaften zum intendierten Zeitpunkt bei den Zweitgeburten mit 69 % am höchsten ist. Geplante Schwangerschaften, die später als gewünscht eintreten, sind bei den Erstgeburten am häufigsten (20 %). Ungeplante Schwangerschaften sind mit 28 % am häufigsten, wenn bereits drei oder mehr Kinder vorhanden sind. In dieser Gruppe ist auch der Anteil der Geburten, bei denen die Eltern die Schwangerschaft auf sich zukommen ließen, am höchsten (15 %).

Nicht zuletzt spielt der ökonomische Status der Eltern eine Rolle. Ungeplante Schwangerschaften sind häufiger bei geringerem Haushaltseinkommen, geplante Schwangerschaften bei Eltern, die ein Haus oder eine Wohnung besitzen. Bei der Analyse nach dem Bildungsniveau der Eltern zeigen sich zudem geschlechtsspezifische Unterschiede: Im Gegensatz zu den Männern berichten vor allem Frauen mit geringerer Bildung von ungeplanten Schwangerschaften (27 %) oder Schwangerschaften, die früher als gewünscht eintraten (14 %). Geplante Schwangerschaften, die später als gewünscht eintraten, sind mit 19 % öfter bei hochgebildeten Frauen zu beobachten.

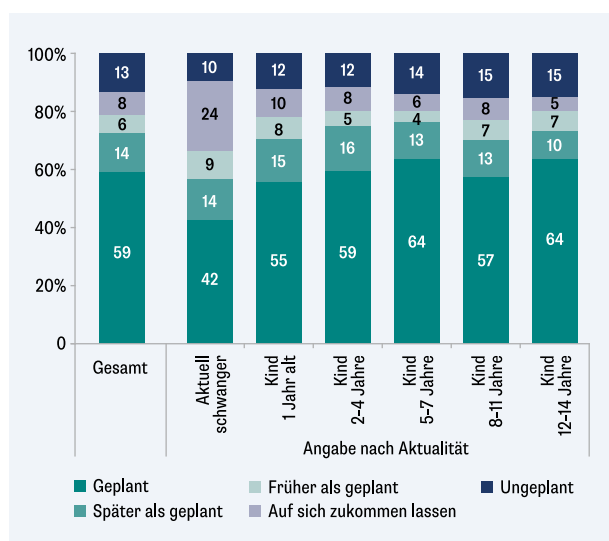


Abbildung 29.1: Geplante und ungeplante Schwangerschaft nach Aktualität der Frage (%)

30 Kinderwunsch nach Altersgruppen: Kinderlose vs. Eltern

SHALINI SINGH • EVA BEAUJOUAN

Der Kinderwunsch gilt seit langem als zuverlässiger Indikator für das tatsächliche Gebärverhalten. Männer und Frauen unterliegen jedoch besonderen biologischen und gesellschaftlichen Zwängen, die in allen Altersgruppen zu Unsicherheiten hinsichtlich des Kinderwunsches beitragen und auch den Zeitpunkt seiner Realisierung beeinflussen können. Frühere Studien haben gezeigt, dass Männer und Frauen ihre Absichten im Laufe des Lebens häufig ändern, insbesondere nachdem sie Eltern geworden sind. Dies wirft die Frage auf, inwieweit sich kinderlose Personen und Eltern je nach Alter und Geschlecht in ihren Kinderwünschen unterscheiden.

Eltern haben einen kürzeren Zeithorizont als Kinderlose

Während sowohl kinderlose Personen als auch Eltern, unabhängig vom Geschlecht, einen ähnlichen Verlauf der kombinierten (in naher Zukunft oder später im Leben) mit „sicher ja“ beantworteten Intentionen über alle Altersgruppen hinweg aufweisen (beginnend bei etwa 72 % bei den Kinderlosen und etwa 42 % bei den Eltern in jungen Jahren sowie einem Rückgang in den späteren reproduktiven Jahren auf weniger als 10 %), äußern Eltern nur selten langfristige Fertilitätsabsichten. Dieser Unterschied deutet darauf hin, dass Personen, die bereits Eltern geworden sind, eher dazu neigen, bald darauf ein weiteres Kind zu bekommen,

während kinderlose Personen eher eine vage Vorstellung vom Zeitpunkt ihrer Elternschaft haben. Da es heutzutage unüblich ist, in jungen Jahren ein Kind zu bekommen, beabsichtigen nur wenige Kinderlose in der Altersgruppe der 18- bis 24-Jährigen, in naher Zukunft ein Kind zu bekommen (weniger als 10 %). Junge Eltern sind sich auch eher unsicher, ob sie ein weiteres Kind bekommen werden, was auf instabile Arbeits- und Beziehungsverhältnisse zurückzuführen sein könnte. Die hohe Unsicherheit bezüglich des Kinderwunsches, die bei Kinderlosen besonders ausgeprägt ist, bestätigt frühere Forschungsergebnisse, wonach Unsicherheit eine rationale Reaktion ist.

Kurz vor dem 40. Lebensjahr größere Unsicherheit bei Kinderlosen

Die generelle Abnahme der sicher bejahten und die Zunahme der sicher verneinten Kinderwunschintention mit zunehmendem Alter spiegelt zwei Aspekte wider. Erstens haben viele Menschen, die sich Kinder wünschen, bereits in früheren Lebensphasen Kinder bekommen, was dazu führt, dass sich im höheren Alter weniger Menschen Kinder wünschen. Zweitens werden sich die Menschen im fortpflanzungsfähigen Alter zunehmend der möglichen Auswirkungen des Alters auf ihre Fertilität bewusst, was eine Revision ihres Kinderwunsches bewirkt. Auffallend ist, dass ein beträchtlicher Anteil der Männer und Frauen zwischen 35 und 39 Jahren – also kurz vor der Altersgrenze von 40 Jahren, ab der man gemeinhin davon ausgeht, keine Kinder mehr zu bekommen – Unsicherheiten bezüglich ihrer Fertilitätsabsichten äußert. Dies zeigt, wie das Ticken der biologischen Uhr den Kinderwunsch beeinflusst, insbesondere bei kinderlosen Frauen. Außerdem ist der Kinderwunsch bei jüngeren Frauen stärker ausgeprägt als bei Männern, wobei die Anteile mit zunehmendem Alter abnehmen, was darauf hindeutet, dass Männer sich ihrer relativ längeren reproduktiven Lebensspanne bewusst sind. Zudem sind sich Männer in den meisten Altersgruppen etwas unsicherer in Bezug auf ihren Kinderwunsch, unabhängig davon, ob sie Eltern sind oder nicht, was möglicherweise darauf zurückzuführen ist, dass der gesellschaftliche Druck, Nachwuchs zu bekommen, bei ihnen geringer ist als bei Frauen.

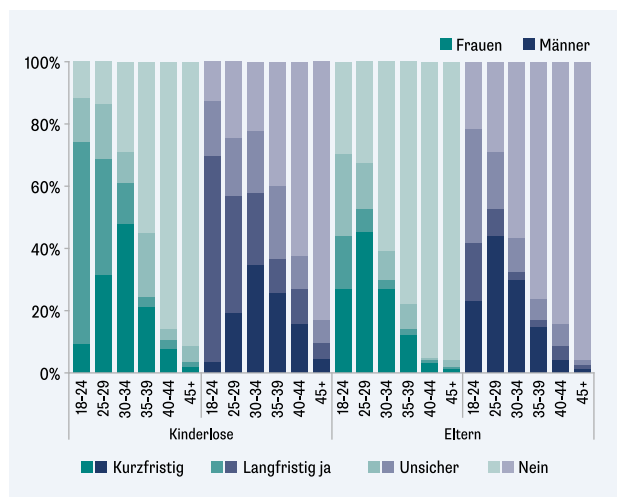


Abbildung 30.1: Kinderwunsch (%)

31 Erfahrungen mit Unfruchtbarkeit

ESTER LAZZARI • EVA BEAUJOUAN

Die Prävalenz der Unfruchtbarkeit nimmt mit dem Alter zu. In Ländern mit hohem Einkommen hat zudem der Trend zum Aufschub der Familiengründung dazu geführt, dass immer mehr Menschen ihren Kinderwunsch aus biologischen Gründen nicht realisieren können. Im Rahmen des GGP wurden die Teilnehmenden gefragt, ob sie jemals Schwierigkeiten bei der Empfängnis hatten. Die Analyse der Befragungsdaten zeigt, wie sich die Erfahrungen mit Unfruchtbarkeit in Abhängigkeit von Alter und Anzahl der von den Befragten geborenen Kinder (Parität) unterscheiden.

Die Wahrscheinlichkeit von Erfahrungen mit Unfruchtbarkeit ist altersabhängig

Im Jahr 2022 gaben 11 % der Männer und 15 % der Frauen an, irgendwann in ihrem Leben mit Unfruchtbarkeit konfrontiert gewesen zu sein (Abb. 31.1). Die Wahrscheinlichkeit, von Unfruchtbarkeit betroffen zu sein, steigt mit dem Alter allmählich an und erreicht ihren Höhepunkt zwischen 40 und 44 Jahren. Der Anteil der Männer, die über Unfruchtbarkeit berichten,

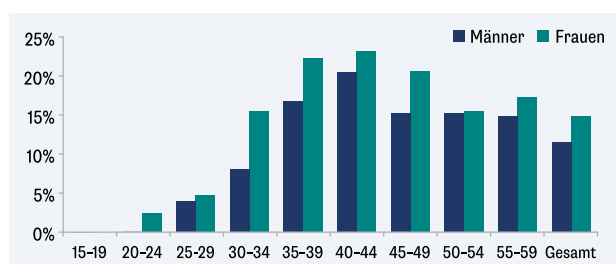


Abbildung 31.1: Anteil der Befragten im Alter von 15-59, die bereits mit Unfruchtbarkeit konfrontiert waren, nach Alter und Geschlecht (%)

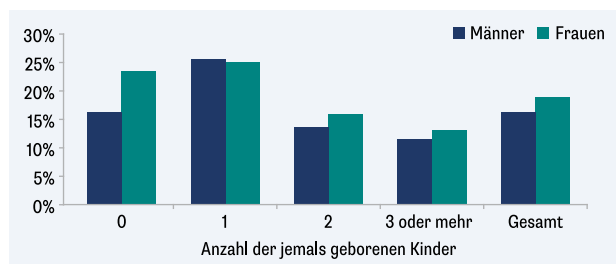


Abbildung 31.2: Anteil der Befragten im Alter von 40-59 Jahren, die bereits mit Unfruchtbarkeit konfrontiert waren, nach Parität und Geschlecht (%)

liegt zwischen 4 % in der Altersgruppe der 25- bis 29-Jährigen und 20 % in der Altersgruppe der 40- bis 44-Jährigen, während der Anteil der Frauen zwischen 2 % in der Altersgruppe der 20- bis 25-Jährigen und 23 % in der Altersgruppe der 40- bis 44-Jährigen liegt. In der Altersgruppe der 45- bis 49-Jährigen sinkt der Anteil der Befragten, die von Unfruchtbarkeit berichten, auf 15 % bei den Männern und auf 20 % bei den Frauen und geht in der Altersgruppe der 55- bis 59-Jährigen bei den Frauen weiter auf 17 % zurück.

Erfahrungen mit Unfruchtbarkeit hängen stark vom Alter ab, in dem man Kinder haben möchte. Einerseits haben ältere Generationen ihre Kinder möglicherweise in jüngeren Jahren bekommen und waren daher seltener mit Unfruchtbarkeitsproblemen konfrontiert. Andererseits neigen jüngere Generationen dazu, die Elternschaft aufzuschieben, was das Risiko erfolgreicher Empfängnisversuche erhöht.

Personen mit weniger als zwei Kindern am häufigsten von Unfruchtbarkeit betroffen

Wie viele Männer und Frauen im fortpflanzungsfähigen Alter waren mit Unfruchtbarkeit konfrontiert? Hängt dies von der Anzahl der jemals geborenen Kinder ab? Um diese Frage zu beantworten, beschränkt sich die in Abbildung 31.2 dargestellte Analyse auf Befragte, die zum Zeitpunkt der Erhebung zwischen 40 und 59 Jahre alt waren.

Im Laufe ihres reproduktiven Lebens sind 16 % der Männer und 19 % der Frauen mit Unfruchtbarkeit konfrontiert. Sowohl bei den Männern als auch bei den Frauen ist die Wahrscheinlichkeit der Unfruchtbarkeit am höchsten bei Kinderlosen (16 % bzw. 24 %) und Personen mit nur einem Kind (26 % bzw. 25 %). Befragte mit größeren Familien sind am wenigsten von Unfruchtbarkeit betroffen.

Diese Ergebnisse deuten darauf hin, dass ein erheblicher Anteil der kinderlosen Befragten aufgrund von Schwierigkeiten bei der Empfängnis unfreiwillig kinderlos ist und es weniger wahrscheinlich ist, dass Personen, die in ihrem Leben mit Unfruchtbarkeit konfrontiert waren, die gewünschte Kinderzahl erreichen.

32 Prävalenz der assistierten Reproduktion bei Männern und Frauen

ESTER LAZZARI • MARIE-CAROLINE COMPANS

In den letzten Jahren hat der Fortschritt im Bereich der medizinisch unterstützten Reproduktionstechnologien die Behandlung von Unfruchtbarkeit revolutioniert. In Österreich und anderen europäischen Ländern ist der Anteil der Geburten, die durch diese Behandlungen erzielt werden, kontinuierlich gestiegen. Wir untersuchen die Unterschiede in der Wahrscheinlichkeit, jemals eine Methode der assistierten Reproduktion genutzt zu haben, um schwanger zu werden, nach Alter und endgültiger Kinderzahl. Diese Methoden umfassen ein breites Spektrum von Möglichkeiten, darunter Hormonbehandlungen, In-vitro-Fertilisation oder Micro-Fertilisation, chirurgische Eingriffe, künstliche Befruchtung und andere medizinische Behandlungen, die eingesetzt werden, um eine Schwangerschaft herbeizuführen.

Unterschiede in der Wahrscheinlichkeit, sich jemals einer Kinderwunschbehandlung unterzogen zu haben, nach Alter

Wie Abbildung 32.1 zeigt, haben im Jahr 2022 6 % der Männer und 8 % der Frauen im reproduktiven Alter (15–49 Jahre) eine Kinderwunschbehandlung in Anspruch genommen. Die Wahrscheinlichkeit, sich jemals einer solchen Behandlung zu unterziehen, nimmt mit dem Alter allmählich zu und erreicht ihren Höhepunkt zwischen 35 und 39 Jahren. Dies ist darauf zurückzuführen, dass eine Schwangerschaft mit

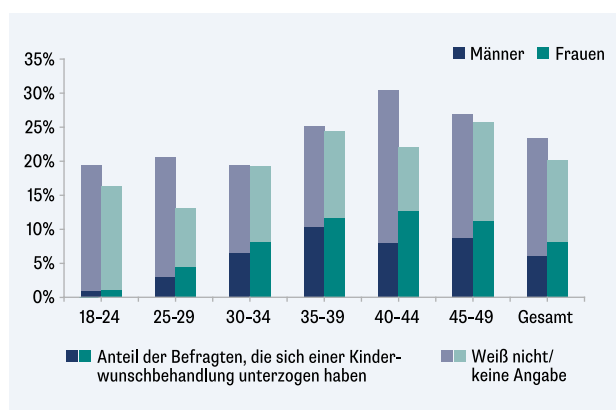


Abbildung 32.1: Anteil der Befragten im Alter von 15 bis 49, die sich einer Kinderwunschbehandlung unterzogen haben, nach Alter und Geschlecht (%)

zunehmendem Alter immer schwieriger wird. Bei den Befragten ab 40 Jahren scheint sich die Prävalenz der medizinisch unterstützten Fortpflanzung bei den Frauen zu stabilisieren und bei den Männern leicht abzunehmen.

Es sei angemerkt, dass diese Frage in der Erhebung eine beträchtliche Anzahl von Antwortausfällen aufweist (d. h. viele Befragte, insbesondere Männer, geben entweder an, sich nicht daran erinnern zu können, ob sie sich behandeln ließen, oder wollen keine Angabe dazu machen). Dies könnte darauf zurückzuführen sein, dass es sich um ein sensibles Thema handelt.

Assistierte Reproduktion vor allem bei der Empfängnis des ersten Kindes

Von den Personen, die sich einer medizinisch unterstützten Fortpflanzung unterzogen und das Ende ihres reproduktiven Lebens erreicht haben, sind 5 % der Männer und 13 % der Frauen nicht Eltern geworden, sondern – vermutlich unfreiwillig – kinderlos geblieben. Die Mehrheit der Befragten im Alter von 40–59 hatte zwei Kinder, während die meisten Personen, die jemals eine Kinderwunschbehandlung in Anspruch genommen hatten, letztlich nur ein Kind hatten (Abb. 32.2). Dies deutet darauf hin, dass Kinderwunschbehandlungen hauptsächlich von Personen genutzt werden, die versuchen, ihr erstes Kind zu bekommen, und nicht, um ihre Familie zu vergrößern.

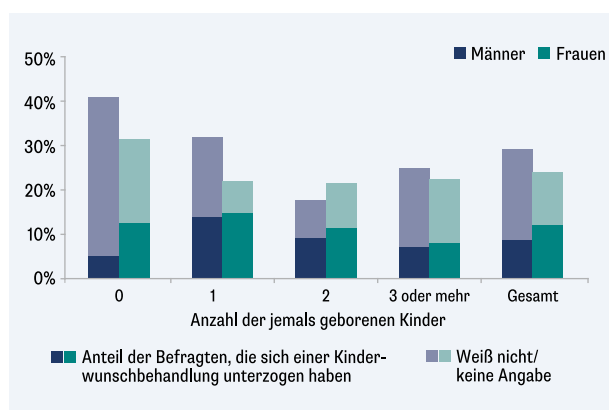


Abbildung 32.2: Anteil der Befragten im Alter von 40-59, die sich einer Kinderwunschbehandlung unterzogen haben, nach Parität und Geschlecht (%)

33 Kinderwunsch und Kinderzahl: 2009 und 2023 – ein Vergleich

CLAUDIA HERBST • NORBERT NEUWIRTH

Die Zusammensetzung der österreichischen Bevölkerung nach Alterskohorten und Kinderzahl unterliegt einem ständigen Wandel und ist für die zukünftige Entwicklung der Gesellschaft von entscheidender Bedeutung. Intertemporale Vergleiche von realisierter Kinderzahl und verbleibendem Kinderwunsch sind daher von hoher gesellschaftspolitischer Relevanz.

Der mittelbare Wunsch nach einem (weiteren) Kind wurde schwächer

Zunächst ein direkter Vergleich des mittelbaren Kinderwunsches: 2023 planen deutlich weniger Personen als 2009, innerhalb der nächsten drei Jahre ein (weiteres) Kind zu bekommen. Dies spiegelt nicht nur die langfristige Verschiebung der Erstgeburten wider; auch in höheren Altersgruppen sind Reduktionen zu verzeichnen. Dieser generelle Rückgang des mittelbaren Kinderwunsches könnte durch die aktuellen Krisen verstärkt worden sein (Abb. 33.1).

Mit dieser Betrachtung ist die aktuelle Entwicklung bereits gut umrissen. Konkreter wird es, wenn man die hochgerechneten Werte der realisierten und der gewünschten Kinderzahlen der Personen in den fertilen Alterskohorten intertemporal vergleicht. Die Analyse beschränkt sich dabei auf die Kinderzahl und den Kinderwunsch der Frauen. Im Jahr 2009 umfasste die Altersgruppe der 18- bis 45-Jährigen 1,63 Millionen Frauen. Diese Bevölkerungszahl ist bis zum Jahr 2023 um etwa 8% auf gut 1,50 Millionen zurückgegangen. Allein diese Entwicklung prägt bereits den in den nächsten Jahren zu erwartenden Geburtenrückgang. Hinzu kommt, dass der weitere Kinderwunsch dieser geschrumpften Altersgruppe deutlich abnimmt.

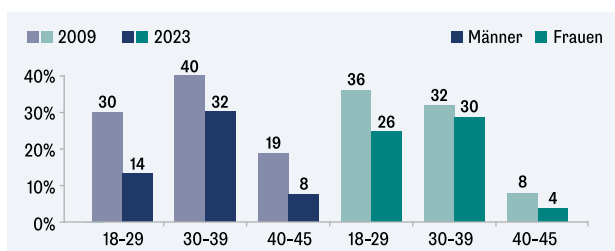


Abbildung 33.1: Personen, die sich innerhalb der nächsten drei Jahre „definitiv“ und „wahrscheinlich“ ein Kind wünschen, 2009 und 2023, nach Alter (%)

Gesamtzahl geborener wie gewünschter Kinder sinkt deutlich

Die Zahl der Frauen, die sich keine Kinder wünschen, hat sich mehr als verdreifacht. Die Zahl der Frauen, die bereits ein Kind haben und sich kein weiteres wünschen ist hingegen mit rund 155.000 Frauen fast gleichgeblieben, während die Zahl der noch kinderlosen Frauen, die sich genau ein Kind wünschen, von knapp über 100.000 auf gut 70.000 gefallen ist. Auch die Gesamtzahl derer, die bereits zwei Kinder haben und es dabei belassen wollen, ist von 313.000 auf 270.000, also um 14%, gesunken. Damit reduzierte sich die aggregierte Kinderzahl dieser Gruppe um weit mehr, als es der Rückgang der Gesamtbevölkerungszahl der potenziellen Mütter annehmen lässt. Noch ausgeprägter ist aber der Rückgang derer, die noch keine oder nur ein Kind haben (-28%), aber letztlich zwei Kinder wollen. Auch die Zahl der Frauen, die höhere Kinderzahlen oder zumindest einen höheren Kinderwunsch angeben, hat sich insgesamt deutlich reduziert (-35%) (Abb. 33.2).

Insgesamt zeigt sich, dass der Gesamtkinderwunsch von einem Erhaltungsniveau von 2,1 Kindern pro Frau (2009) auf 1,68 (2023) gesunken ist. Hatten die 18- bis 45-jährigen Frauen im Jahr 2009 noch 1,67 Millionen leibliche Kinder und wünschten sich noch etwa ebenso viele weitere Kinder, so haben die Frauen in diesen Altersklassen heute insgesamt 1,3 Millionen Kinder (-22%) und wünschen sich insgesamt noch 1,1 Millionen weitere Kinder (-33%).

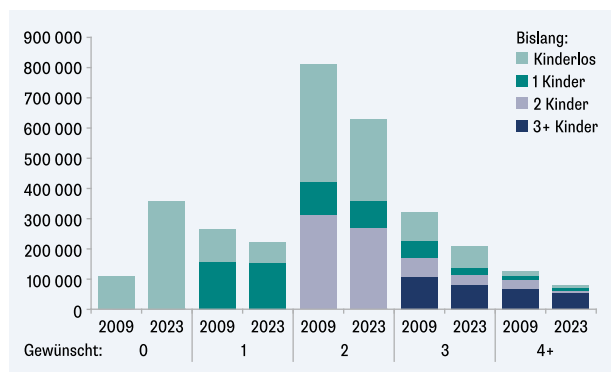


Abbildung 33.2: Kinderwunsch und bisherige Kinderzahl der Frauen, 2009 und 2023, jeweils hochgerechnet auf die Zahl der Frauen im Alter von 18-45 Jahren



Familien als Leistungsträger

34 Erwerbstätigkeit im Paarkontext

NORBERT NEUWIRTH • LORENZ WURM

Wie viele Stunden eine Person in einer kohabierenden Partnerschaft arbeitet, hängt häufig davon ab, in welchem Umfang der Partner oder die Partnerin erwerbstätig ist und ob Betreuungspflichten bestehen. Die Diskussion über die Aufteilung von Erwerbsarbeitszeiten im Paar- bzw. Haushaltskontext ist derzeit omnipräsent. Das GGP liefert hierfür eine Bestandsaufnahme für das Jahr 2023.

Teilzeitanteil von Paaren mit Kindern im Vorschulalter am höchsten

In 84% aller Partnerschaften mit einem Kind unter drei Jahren ist mindestens ein Elternteil teilzeiterwerbstätig (Abb. 34.1). Dieser Anteil sinkt mit zunehmendem Alter des jüngsten Kindes und pendelt sich mit 42% auf dem Niveau der Paare ohne Kinder (40%) ein. In etwa jedem zehnten Paar ohne Kinder sind beide nicht berufstätig, meist weil sie jung sind und sich noch in Ausbildung befinden. Bei Eltern ist dieser Anteil geringer und liegt zwischen 4% und maximal 7%.

Frauen überwiegend in Teilzeit

Die Geburt eines Kindes wirkt sich erwartungsgemäß auf das Erwerbsausmaß der Frauen aus. So sind zwei Drittel der Frauen mit einem Kind unter drei Jahren im Mutterschutz, in Karenz oder nicht erwerbstätig (Abb. 34.2). Danach erfolgt der Wiedereinstieg ins Berufsleben, meist in Teilzeit. Von den Eltern mit

Kindern im Alter von drei bis unter sechs Jahren ist die Hälfte der Mütter 20 Stunden oder weniger erwerbstätig. Je älter die Kinder sind, desto mehr Stunden wird gearbeitet – jedoch immer noch überwiegend in Teilzeit. Sind die zu betreuenden Kinder zwischen sechs und neun Jahre alt, arbeiten 30% der Mütter 20 Stunden oder weniger und 40% zwischen 21 und 35 Stunden pro Woche. Bei Paaren mit Kindern im Alter von 10 bis unter 15 Jahren ist rund ein Viertel der Frauen vollzeiterwerbstätig, bei Paaren mit Kindern im Alter von 15 bis unter 25 Jahren sind es fast 40%.

Väter fast ausschließlich in Vollzeit

Selten reduzieren Väter nach der Geburt eines Kindes ihre Erwerbstätigkeit oder wechseln in eine Teilzeitbeschäftigung. Viel eher ist das Gegenteil der Fall: Männer machen in diesem Lebensabschnitt vermehrt Überstunden. Vollzeiterwerbstätigkeit ist bei Vätern die Regel, in allen Familienphasen sind mindestens vier von fünf Vätern 36 Stunden oder mehr pro Woche erwerbstätig.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass auch im Jahr 2023 egalitäre Arbeitszeiten zwischen Paaren eher die Ausnahme als die Regel sind. Nach wie vor sind es die Frauen, die nach der Geburt eines Kindes üblicherweise zunächst in Karenz gehen und danach lange Zeit teilzeitbeschäftigt sind.

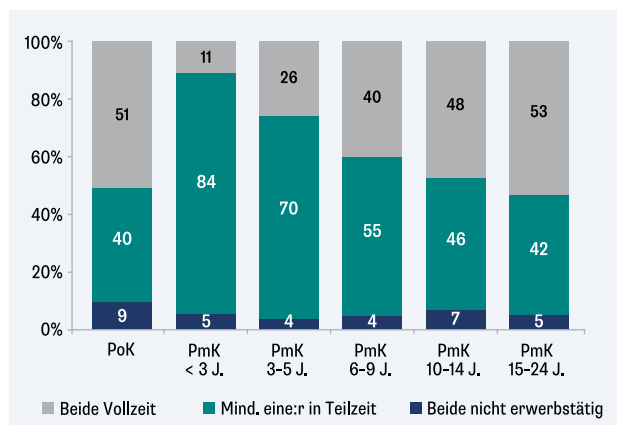


Abbildung 34.1: Erwerbsausmaß von Personen in Partnerschaften ohne Kinder (PoK) und mit Kindern (PmK), nach Alter des jüngsten Kindes (%)

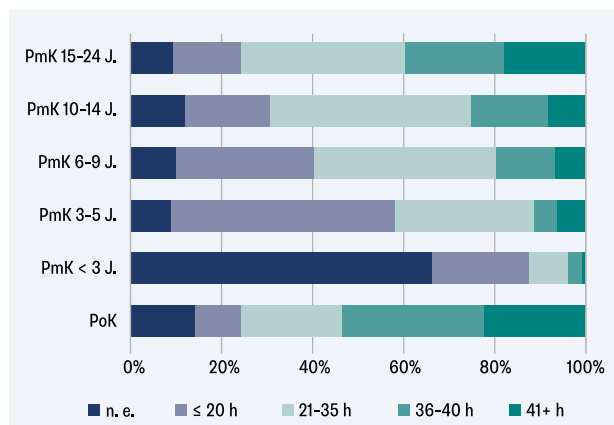


Abbildung 34.2: Erwerbsausmaß der Frau, wenn der Mann erwerbstätig ist (in Partnerschaften ohne Kinder (PoK) und mit Kindern (PmK), n. e. = nicht erwerbstätig oder in Karenz, %)

35 Paare im erwerbsfähigen Alter

BRIAN BUH

Die Erwerbskonstellation von Paaren verändert sich mit zunehmendem Alter. Meilensteine sind der Abschluss der Ausbildung, der Eintritt ins Erwerbsleben, Elternschaft und Kindererziehung. Werden die Daten nach dem Alter von heterosexuellen Paaren im erwerbsfähigen Alter und dem Alter des jüngsten Kindes analysiert, so veranschaulicht das österreichische GGP-II die Entwicklung der Erwerbstätigkeit dieser Paare im Lebensverlauf.

Übergang von der Ausbildung ins Berufsleben und zur Elternschaft

Junge Paare im Alter von 18 bis 34 Jahren befinden sich häufig in der Ausbildung oder im Wehr- bzw. Zivildienst (42 %, Abb. 35.1), bevor sie Kinder bekommen. Bei Paaren, bei denen mindestens eine Person 35 Jahre oder älter ist, sind nur noch wenige in Ausbildung (6 %) und bei den Eltern ist der Anteil der Paare, bei denen ein Elternteil in Ausbildung ist, verschwindend gering. Diese Ergebnisse spiegeln ein häufig zu beobachtendes Muster des Übergangs ins Erwachsenenalter in Österreich wider. Die meisten Personen beenden ihre Ausbildung und treten ins Berufsleben ein, bevor sie Eltern werden. Die österreichischen GGP-II Daten zeigen, dass dies auch im Jahr 2023 der Regelfall ist. Interessanterweise sind ältere Paare ohne Kinder vergleichsweise häufig arbeitslos (10 %), wobei Männerarbeitslosigkeit oder Doppelarbeitslosigkeit öfter beobachtet wird als bei Paaren mit Kindern. Dies spiegelt möglicherweise

die Bedeutung der männlichen Erwerbsbeteiligung als Vorstufe zur Elternschaft wider.

Ausstieg aus dem Erwerbsleben für die Erziehung der Kinder ist Frauensache

Abgesehen von Haushalten mit Kleinkindern (jüngstes Kind 0–3 Jahre) ist in Österreich der Doppelverdienerhaushalt die häufigste Erwerbskonstellation von Paaren im erwerbsfähigen Alter. Wenn Paare Nachwuchs bekommen, geht zumeist die Frau in Karenz. In Österreich dauert die Elternkarenz bis zum zweiten Geburtstag des Kindes, die Eltern haben aber Anspruch auf Kinderbetreuungsgeld bis maximal zum dritten Lebensjahr des Kindes. (Es gibt mehrere Modelle, die sich in Dauer und Höhe der Zahlungen unterscheiden. In der längsten Variante erhalten die Eltern bis zu drei Jahre lang Kinderbetreuungsgeld, wenn sich Mutter und Vater den Bezug teilen.) In 48 % der Haushalte mit einem Kind unter drei Jahren ist die Frau in Karenz, während der Mann erwerbstätig bleibt (Abb. 35.1). Väterkarenzen werden aufgrund der geringen Zahlen in der Abbildung nicht ausgewiesen (sieben Männer geben an, in Elternkarenz zu sein, im Vergleich zu 339 Frauen).

Das österreichische Arbeitsrecht garantiert, dass Personen, die Karenz in Anspruch nehmen, nach deren Ablauf an ihren früheren Arbeitsplatz zurückkehren können. Laut österreichischem GGP-II beabsichtigen 90 % der Befragten, die sich derzeit in Elternkarenz befinden, dies zu tun. Das zeigt sich auch daran, dass in Haushalten, in denen das jüngste Kind zwischen vier und sechs Jahre alt ist, die Doppelerwerbstätigkeit wieder stark zunimmt. Allerdings kehren nicht alle Frauen ins Erwerbsleben zurück. 7 % der Frauen in dieser Altersgruppe sind Hausfrauen. Dieser Anteil bleibt konstant, solange das jüngste Kind unter zwölf Jahre alt ist, sinkt aber auf 4 % in Haushalten, in denen das jüngste Kind zwölf Jahre oder älter ist. Ob sich eine Frau ausschließlich um Haushalt und Kinder kümmert und keiner Erwerbstätigkeit nachgeht, hängt stark von der Zahl der Kinder im Haushalt ab.

Gleichgeschlechtliche Paare wurden in dieser Analyse nicht berücksichtigt. Ihre Erwerbssituation ist jedoch mit der von heterosexuellen Paaren vergleichbar.

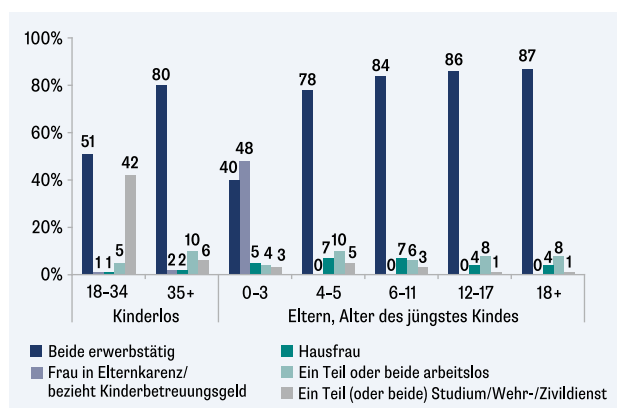


Abbildung 35.1: Erwerbstätigkeit von zusammenlebenden heterosexuellen Paaren im erwerbsfähigen Alter, nach Alter des jüngsten Kindes im Haushalt (%)

36 Der Work-Life-Balanceakt

LORENZ WURM • NORBERT NEUWIRTH

Eine ausgeglichene Work-Life Balance wird häufig mit hoher Lebenszufriedenheit assoziiert. Doch wie gut funktioniert der Spagat zwischen Arbeit und Familie wirklich? Im Rahmen des GGP wurde sowohl nach den Auswirkungen der Belastung am Arbeitsplatz auf Familie und Haushalt als auch nach den Auswirkungen familiärer Belange auf die Arbeit gefragt.

Drei Viertel berichten von Auswirkungen der Arbeit auf familiäre Belange

Auf die Frage, ob man von der Arbeit dermaßen in Anspruch genommen wird, dass einem die nötige Kraft/Zeit für den Haushalt oder Familienangelegenheiten fehlt, antworten 25 % der Befragten mit „nie“: Bei einem Viertel aller Österreicher:innen funktioniert die Balance zwischen Beruf und Privatleben also sehr gut.

Dieser Balanceakt gelingt jedoch nicht allen (Abb. 36.1). So gaben 15 % der Befragten an, mehrmals pro Woche am Arbeitsplatz so stark belastet zu sein, dass der Haushalt oder andere familiäre Verpflichtungen darunter leiden. Bei Frauen kommt dies häufiger vor als bei Männern (17 % vs. 13 %).

Berücksichtigt man die aktuelle Lebensform, so scheinen Alleinerziehende, aber auch Singles diese Balance weniger gut zu schaffen als Personen, die in einer Partnerschaft leben. Am besten gelingt die Trennung von Beruf und Privatleben offenbar Personen, die in einer Partnerschaft mit Kindern leben: Nur 13 % geben an,

häufig durch Erwerbsarbeit belastet zu sein (Abb. 36.2). Dies dürfte vor allem auf die unausgewogenere innerfamiliäre Arbeitsteilung bei weitgehend gegenläufigem Erwerbsausmaß bei Paaren mit Kindern zurückzuführen sein.

Nur selten werden Auswirkungen familiärer Belange auf die Arbeit genannt

Deutlich seltener wird angegeben, dass es wegen familiärer Pflichten schwierig war, sich auf die Arbeit zu konzentrieren. So sagen fast zwei Drittel, niemals davon betroffen zu sein und nur 3 % antworten auf die Frage mit „ein bis zweimal wöchentlich“, berichten also von häufigen Schwierigkeiten.

Auffallend oft sind jedoch Familien mit Kindern unter drei Jahren betroffen: Hier sagen 61 % der Befragten, Männer gleichermaßen wie Frauen, dass familiäre Belange ihre Arbeitsleistung gelegentlich beeinträchtigen. Diese Form der Belastung nimmt mit dem Alter der Kinder deutlich ab.

Balance bezieht sich im Allgemeinen auf einen Zustand der Ausgewogenheit oder der Stabilität. Diesen Punkt im Verhältnis zwischen beruflichen Anforderungen und Privatleben zu finden, ist nicht einfach. Die Erwerbstätigkeit scheint sich stärker auf andere Lebensbereiche auszuwirken als umgekehrt, wobei die wechselseitige Einwirkung sehr von der individuellen Lebensphase abhängt.

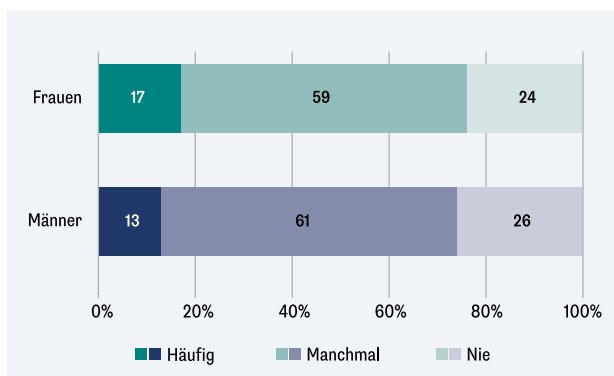


Abbildung 36.1: Work-Life Balance: Auswirkung von Arbeit auf Haushalt und Familie nach Geschlecht (%)

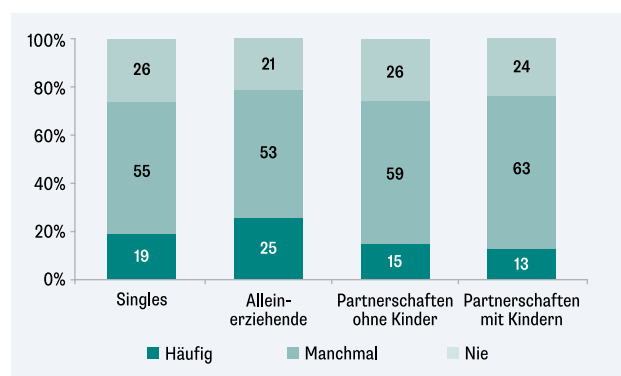


Abbildung 36.2: Work-Life Balance: Auswirkung von Arbeit auf die Familie nach aktueller Lebensform (%)

37 Arbeiten zu Tagesrandzeiten und am Wochenende

LORENZ WURM • NORBERT NEUWIRTH

Neben dem „gewöhnlichen“ Achtstundentag gibt es einige Alternativen wie Gleitzeit (43% haben keinen fixen Arbeitsbeginn), Homeoffice (33% mindestens einen Tag in der Woche) oder mobiles Arbeiten. Im GGP wurden die Österreicher:innen zu ihren genauen Arbeitszeiten, u. a. zur Erwerbstätigkeit zu Tagesrandzeiten und an Wochenenden sowie zur Zufriedenheit am Arbeitsplatz befragt.

Arbeiten zu Tagesrandzeiten

Rund ein Drittel hat in den vier Wochen vor der Befragung mindestens an einem Tag pro Woche zu Randzeiten gearbeitet, d. h. zwischen 20 Uhr abends und 5 Uhr morgens. Männer (38%) arbeiten deutlich öfters am Abend bzw. in der Nacht als Frauen (24%). Differenziert nach Familienkonstellation ist der Anteil der Personen, die zu Tagesrandzeiten arbeiten, bei Singles am höchsten und bei Alleinerziehenden erwartungsgemäß am niedrigsten (Abb. 37.1). In 30% der Fälle konnte die verrichtete Arbeit in den Randzeiten von zu Hause aus erledigt werden.

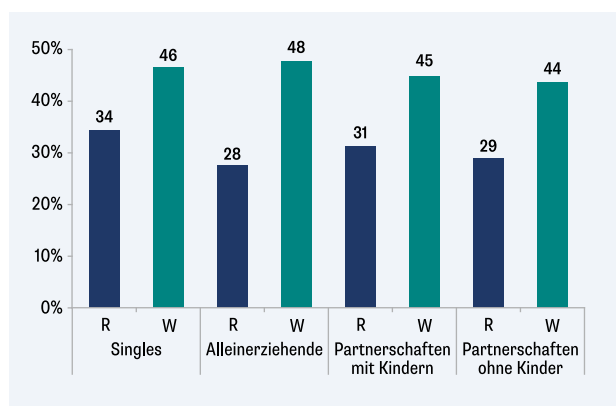


Abbildung 37.1: Arbeit zu Randzeiten (R) bzw. an Wochenenden (W) nach Familienkonstellation (%)

Arbeiten an Wochenenden

Am Wochenende wird somit häufiger gearbeitet als zu Tagesrandzeiten. Auf die Frage „Arbeiteten Sie in den letzten vier Wochen samstags oder sonntags?“ antworteten 31% mit „Ja, mindestens zweimal“ und 14% mit „Ja, einmal“. Berücksichtigt man wieder den Familienkontext, ist fast jede:r zweite Alleinerziehende

(48%) mindestens einmal im Monat an einem Wochenende erwerbstätig. Bei Partnerschaften mit Kindern liegt der Wert bei 44%. Am Wochenende wird Homeoffice seltener genutzt. Nur 24% der Alleinerziehenden konnten ihre Arbeit am Wochenende von zu Hause aus erledigen.

Zufriedenheit am Arbeitsplatz

Die Zufriedenheit am Arbeitsplatz – gemessen anhand einer Zufriedenheitsskala (0-10) – liegt im Durchschnitt bei 7,7. Personen, die zu Tagesrandzeiten oder an Wochenenden arbeiten, weisen deutlich niedrigere Zufriedenheitswerte auf (Abb. 37.2). Wenn hingegen die Möglichkeit von Homeoffice besteht, sind überdurchschnittlich hohe Zufriedenheitswerte feststellbar.

Arbeit zu Tagesrandzeiten sowie an Wochenenden ist somit nicht mehr nur in der Gastronomie oder im Tourismus üblich, sondern mittlerweile auch in anderen Branchen weit verbreitet. Während Alleinerziehende eher versuchen, ihre Tätigkeiten gegebenenfalls auf das Wochenende zu verlagern und Arbeit zu Tagesrandzeiten zu vermeiden, können Eltern in Partnerschaften auch zu Tagesrandzeiten arbeiten, sofern die notwendige Kinderbetreuung durch den Partner bzw. die Partnerin sichergestellt ist. Der Schlüssel zur Vereinbarkeit liegt jedoch in den kürzlich erweiterten Homeoffice-Regelungen.

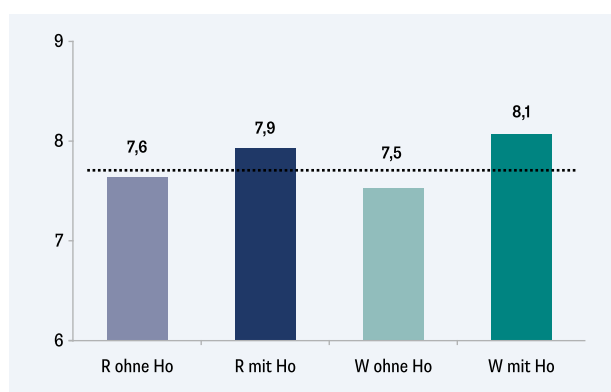


Abbildung 37.2: Arbeitszufriedenheit mit und ohne Möglichkeit von Homeoffice (Ho), Arbeit zu Randzeiten (R), Arbeit an Wochenenden (W)

38 Homeoffice und Stressbelastung

SONJA DÖRFLER-BOLT • LORENZ WURM

Die Maßnahmen zur Bekämpfung der Coronapandemie haben in vielen Lebensbereichen die Digitalisierung beschleunigt und auch unsere Arbeitswelt nachhaltig verändert. Das Arbeiten im Homeoffice wurde stark ausgeweitet und wird weiterhin von vielen Erwerbstätigen genutzt. Aktuell arbeiten 31% der befragten Personen ohne Kinder im Haushalt zumindest gelegentlich im Homeoffice, davon 23% mindestens zwei Tage pro Woche. Eltern mit Kindern im Vorschulalter nutzen die Möglichkeit, von zu Hause aus zu arbeiten, deutlich häufiger (42%), davon 32% an mindestens zwei Tagen pro Woche.

Homeoffice: Stressreduktion bei Müttern, Stressanstieg bei Vätern

Ist Homeoffice eventuell ein geeignetes Mittel, um Arbeitsstress zu verringern? Im GGP wurde u. a. der am Arbeitsplatz wahrgenommene Stress erhoben (kein Stress, ein wenig Stress, hoher Stress). Insgesamt zeigt sich eine hohe Stressbelastung am Arbeitsplatz (41%). Eine Unterscheidung nach Geschlecht und Inanspruchnahme von Homeoffice ergibt ein differenziertes Bild: Bezieht man die Anzahl der pro Woche im Homeoffice gearbeiteten Tage in die Betrachtung mit ein, so zeigt sich, dass bei Müttern von Kindern im Vorschulalter Homeoffice durchaus stressmildernd wirken kann (Abb. 38.1). Hingegen empfinden Väter, die im Homeoffice arbeiten, tendenziell mehr Stress als Väter, die nicht von zu Hause aus arbeiten. Dies deutet darauf hin, dass Mütter Homeoffice erfolgreich für eine bessere Vereinbarkeit von bezahlter und unbezahlter Arbeit nutzen. Väter, die im Homeoffice arbeiten, sind möglicherweise stärker in unbezahlte Arbeit eingebunden, was das Stresspotenzial erhöht (Abb. 38.1).

Gelegentliches Homeoffice geht mit hoher Stressbelastung bei Kinderlosen einher

Frauen ohne Kinder im Haushalt berichten insgesamt öfter von hohem Arbeitsstress als Mütter (45% gegenüber 32%). Bei Männern sind die Unterschiede zwischen Kinderlosen und Vätern etwas geringer. Die Stressbelastung ist bei kinderlosen Männern und Frauen am höchsten, wenn sie gelegentlich von zu

Hause aus arbeiten und bei kinderlosen Frauen am geringsten, wenn sie kein Homeoffice nutzen. Das spricht dafür, dass arbeiten im Homeoffice für Frauen grundsätzlich ein Vereinbarkeitsinstrument ist, welches Stress reduziert, was jedoch für Frauen ohne Kinder nicht gilt. Bei kinderlosen Männern geht die geringste Stressbelastung mit dem höchsten Ausmaß an Zeit im Homeoffice einher. Für sie führt das Arbeiten im Homeoffice scheinbar zur Entspannung der Situation am Arbeitsplatz. Grundsätzlich ist jedoch zu berücksichtigen, dass nicht alle beruflichen Tätigkeiten im Homeoffice ausgeübt werden können, sondern eher solche, die eine höhere Ausbildung voraussetzen (Abb. 38.2).

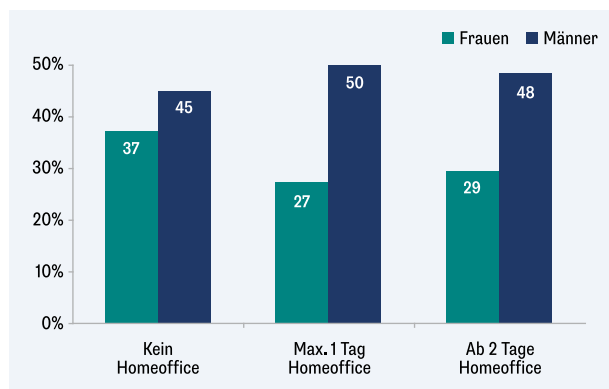


Abbildung 38.1: Anteil der Personen mit hoch empfundenem Arbeitsstress nach Geschlecht und Ausmaß des Homeoffice, Personen mit Kindern bis sechs Jahren im Haushalt (%)

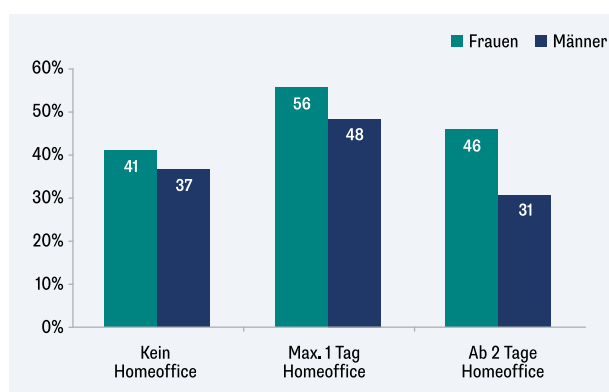


Abbildung 38.2: Anteil der Personen mit hoch empfundenem Arbeitsstress nach Geschlecht und Ausmaß des Homeoffice, Personen ohne Kinder im Haushalt (%)

39 Entscheidung über das Erwerbsausmaß

ANDREAS BAIERL

Wer entscheidet in Paarbeziehungen über die Aufteilung des Erwerbsausmaßes? Zu diesem Thema wurde erhoben, wer in der Partnerschaft über das eigene Ausmaß der Berufstätigkeit und jenes der Partnerin bzw. des Partners bestimmt.

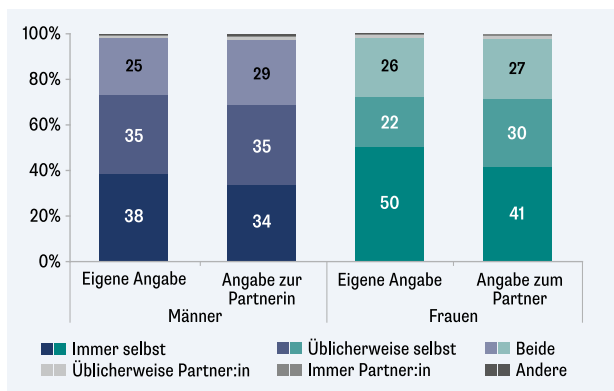


Abbildung 39.1: Wer bestimmt das Ausmaß der eigenen Berufstätigkeit (%)

Frauen entscheiden häufiger selbst

Abbildung 39.1 zeigt einen Vergleich der Aussagen von Frauen und Männern in gegengeschlechtlichen Partnerschaften. Frauen geben über sich selbst am häufigsten an, immer selbst über das Ausmaß ihrer Erwerbstätigkeit zu entscheiden (50 % vs. 38 % der Männer). Die höchste abgeschlossene Ausbildung der Personen wirkt sich nicht auf diese Differenz aus.

Männer denken, dass ihre Partnerinnen seltener immer selbst entscheiden als umgekehrt (34 % vs. 41 %). Detailanalysen zeigen, dass Frauen wie Männer über sich selbst und über den Partner bzw. die Partnerin ähnliche Aussagen treffen.

Etwa ein Viertel der Befragten entscheidet gemeinsam über den Erwerbsumfang, äußerst selten wird angegeben, dass Partner:innen oder andere Personen über das eigene Berufsausmaß entscheiden.

Paare mit Kindern und ohne Kinder

Personen, die mit eigenen Kindern unter 15 Jahren zusammenleben, geben seltener an, immer selbst über den Umfang ihrer Erwerbstätigkeit zu entscheiden, als Personen ohne Kinder (36 % vs. 50 %). Ihre

Erwerbsentscheidung treffen 43 % der Frauen und 32 % der Männer mit Kindern immer selbst, während es bei Paaren ohne Kinder unter 15 Jahren 41 % der Männer und 57 % der Frauen sind. Auch bei Familien mit jüngeren Kindern zeigen sich sehr ähnliche Unterschiede.

Hinsichtlich des Alters ist eine beträchtliche Dynamik ersichtlich (Abb. 39.2). Frauen ohne Kinder geben in jedem Alter am häufigsten an, immer selbst über das Ausmaß ihrer Berufstätigkeit zu entscheiden. Dieser Anteil erreicht im Alter von 40 ein Minimum von knapp 50 %, während er bei jüngeren und älteren Frauen über 60 % liegt.

Junge Männer und Frauen mit Kindern entscheiden vergleichsweise selten (gut 30 %) selbst über den Umfang ihrer Erwerbstätigkeit. Bei den Frauen steigt dieser Anteil kontinuierlich bis auf 50 % ab einem Alter von 50 Jahren an, während er bei den Männern erst ab einem Alter von 50 Jahren zu steigen beginnt und gegen Ende ihres fünften Lebensjahrzehnts das Niveau der Frauen mit Kindern erreicht. Männer ohne Kinder entscheiden bis Mitte 40 häufiger selbst über das Ausmaß ihrer eigenen Berufstätigkeit als Männer mit Kindern, danach ist der Verlauf ident.

Über alle Auswertungen hinweg lässt sich feststellen, dass sich das Bild der Frau bzw. Mutter, welche die Entscheidung über ihr Erwerbsausmaß vom Mann abhängig macht, in den vorliegenden Daten nicht bestätigt. Die Ergebnisse zeigen in die gegenteilige Richtung: Frauen mit und ohne Kinder entscheiden häufiger selbst über das Ausmaß ihrer Berufstätigkeit als Männer.

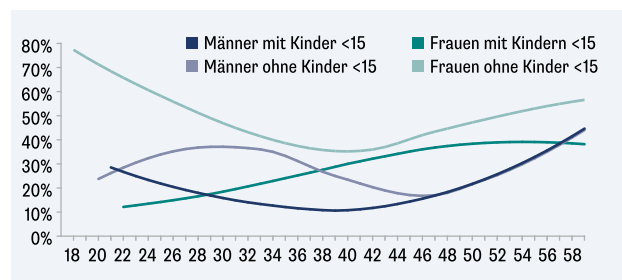


Abbildung 39.2: Anteil der Personen, die immer selbst über das Ausmaß ihrer eigenen Berufstätigkeit entscheiden nach Alter, Geschlecht und eigenen Kindern unter 15 Jahren (%)

40 Wie viele Wochenstunden sollten Väter und Mütter erwerbstätig sein?

NORBERT NEUWIRTH • EVA-MARIA SCHMIDT

Die Aufteilung der Erwerbsarbeit zwischen den Eltern ist zunehmend weniger an starre arbeitsrechtliche Rahmenbedingungen gebunden. Formen der Teilzeitbeschäftigung und Homeoffice finden zunehmend Verbreitung. Wann und wie Eltern das Erwerbsausmaß nach der Geburt eines Kindes gestalten, hängt aber nicht nur davon ab, ob das Kind eine Bildungseinrichtung wie Kindergarten oder eine ganztägige Schulform besucht bzw. ob die Betreuung durch andere Familienmitglieder gewährleistet werden kann, sondern auch von den damit zusammenhängenden gesellschaftlichen Normvorstellungen.

Für Mütter gilt: wenn überhaupt, nur halb so viel

Um die Normvorstellung hinsichtlich des idealen Erwerbsausmaßes zu erfassen, sollten die Befragten im GGP angeben, wie viele Wochenstunden ein Vater und wie viele eine Mutter eines zweijährigen Kindes idealerweise arbeiten sollten. Für Väter wird dabei vorwiegend ein Erwerbsausmaß von durchschnittlich 35 Wochenstunden angegeben, während Mütter in dieser Familienphase idealerweise entweder auf Erwerbsarbeit verzichten oder einer reduzierten Teilzeitbeschäftigung nachgehen sollten. Eine Differenzierung nach Alter, Geschlecht und Familienphase zeigt nur geringe Unterschiede. Lediglich Befragte unter 40 Jahren, die (noch) keine Kinder haben, geben höhere ideale

Erwerbszeiten für Mütter und geringere für Väter an. Generell wird Vätern ein mehr als doppelt so hohes Erwerbsausmaß nahegelegt wie Müttern (Abb. 40.1).

Nur junge und (noch) Kinderlose bevorzugen egalitäre Aufteilung

Wird das ideale Erwerbsausmaß von Müttern und Vätern kombiniert, zeigt sich: Wenn ein Kind zwei Jahre alt ist, präferieren Befragte unter 40 Jahren, die (noch) keine Kinder haben, eine Teilzeiterwerbstätigkeit beider Elternteile (30 %) und nur 8 % meinen, dass die Mutter nicht erwerbstätig sein und der Vater Vollzeit arbeiten sollte (Abb. 40.2). Diese zweite, für Österreich nach wie vor typische Kombination, wird hingegen von Personen mit eigenen Kindern mehr als doppelt so oft als ideal angegeben (17–23 %). Diese Gruppe betrachtet dafür seltener die Teilbeschäftigung beider Elternteile als ideale Aufteilung (17–18 %), was auf eine deutliche Verschiebung der Präferenzen hindeutet. Personen mit älteren Kindern bzw. kinderlose Personen über 40 zeigen eine noch deutlichere Präferenz für klassische Erwerbsmodelle. Über die verschiedenen Familienphasen hinweg ist hingegen der Anteil derer ähnlich hoch, die Vollzeitarbeit der Väter und Teilzeitarbeit der Mütter im Ausmaß von zumindest 20 Stunden bevorzugen. Dass beide Elternteile Vollzeit arbeiten, halten ebenso wenige für ideal wie dass beide höchstens in reduzierter Teilzeit arbeiten.

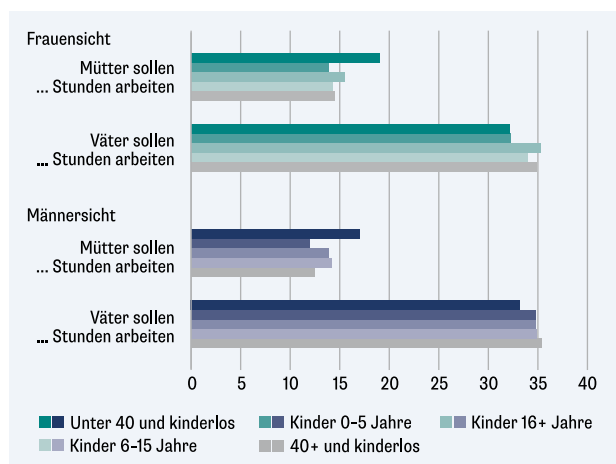


Abbildung 40.1: „Wie viele Stunden sollen Mütter / Väter eines zweijährigen Kindes arbeiten?“

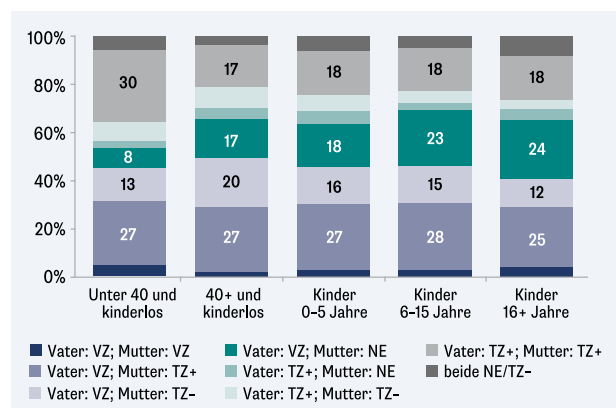


Abbildung 40.2: Ideale Aufteilung der Erwerbsarbeit, wenn ein Kind zwei Jahre alt ist (NE: nicht erwerbstätig, TZ-: Teilzeit unter 20 Wochenstunden, TZ+: Teilzeit ab 20 Wochenstunden, VZ: Vollzeit ab 36 Wochenstunden, %)

41 Leiden Kinder unter mütterlicher Berufstätigkeit?

EVA-MARIA SCHMIDT • NORBERT NEUWIRTH

Die elterlichen Verantwortungsbereiche wurden in den letzten Jahrzehnten zunehmend egalitärer aufgeteilt. Damit einhergehend stieg auch die Zahl der erwerbstätigen Mütter, vor allem in Teilzeitbeschäftigungen. Die Indikatorfrage „Ein Kind, das noch nicht zur Schule geht, wird wahrscheinlich darunter leiden, wenn seine Mutter berufstätig ist“ soll die Einstellung zur Berufstätigkeit der Mutter eines Vorschulkindes erfassen. Sie findet gemischte, geschlechtsspezifisch sehr unterschiedliche Zustimmung.

Frauen mehrheitlich ablehnend, Männer gespalten

Vor allem unter Männern ist eine Polarisierung in den Einstellungen gegenüber der Berufstätigkeit von Müttern zu erkennen: 40 % stimmen der Aussage zu, 40 % lehnen sie ab. Frauen hingegen lehnen die Aussage zu fast 60 % ab, knapp 20 % sogar stark, während insgesamt 25 % zustimmen.

Bildung macht den Unterschied

Neben den Unterschieden nach Geschlecht zeigen die Daten auch deutliche Unterschiede nach dem Bildungsniveau der Befragten. Sowohl bei den Frauen als auch bei den Männern mit niedrigem Bildungsniveau stimmt die Hälfte der Befragten der Aussage zu, während sie der überwiegende Teil der hochgebildeten Frauen (fast 70 %) ablehnt. In dieser Gruppe erreicht auch der Anteil jener, die die Aussage stark ablehnen, mit beinahe 30 % einen Spitzenwert. Dieser Verlauf ist bei Männern ähnlich, jedoch nicht so ausgeprägt (Abb. 41.1).

Höhere Zustimmung unter älteren Befragten, Ablehnung ähnlich

Vergleichsweise geringe Variationen in den Zustimmungswerten sind ersichtlich, wenn nach Personen mit Kindern und ohne Kinder bzw. nach der Altersklasse der Kinder unterschieden wird. Auch nach dem Alter der Befragten lassen sich nur geringe Unterschiede feststellen: Bei Frauen zeigt sich über alle befragten Altersklassen eine ähnlich hohe Ablehnung (57-59 %) der Indikatorfrage, deren Stärke unter Befragten mit höherem Alter allerdings reduziert ist. Spiegelbildlich

ist jedoch die Zustimmung der Frauen in höheren Altersgruppen auch ausgeprägter: Stimmen in der Altersgruppe der 18- bis 24-Jährigen 20 % der Frauen zu, so sind es bei den 50- bis 59-Jährigen 30 %, die bejahen, dass ein Vorschulkind wahrscheinlich unter der Berufstätigkeit der Mutter leidet.

Bei den Männern variiert diese Einstellung etwas stärker je nach Alter, ist jedoch auch durchwegs verbreiteter. In der Altersgruppe der 18- bis 24-Jährigen halten sich Zustimmung und Ablehnung mit rund 38 % noch ziemlich genau die Waage. In der nächsthöheren Altersgruppe ist die Zustimmung der Männer deutlich geringer und erst bei höherem Alter wieder ausgeprägter. Nur in der höchsten Altersgruppe (50-59 Jahre) überwiegt bei den Männern die Meinung, dass ein Kind im Vorschulalter darunter leidet, wenn die Mutter berufstätig ist (Abb. 41.2).

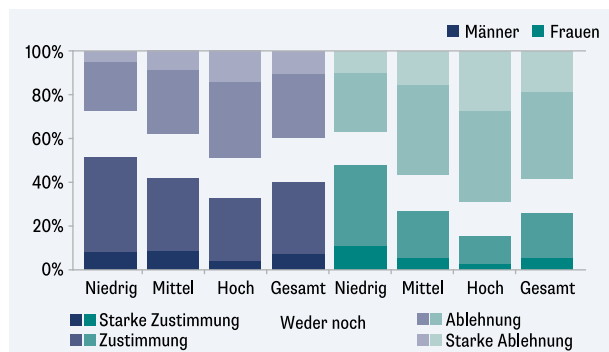


Abbildung 41.1: „Ein Kind, das noch nicht zur Schule geht, wird wahrscheinlich darunter leiden, wenn seine Mutter berufstätig ist“, nach Bildung der Befragten (%)

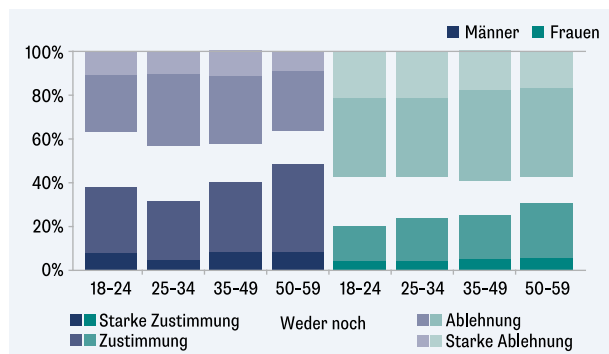


Abbildung 41.2: „Ein Kind, das noch nicht zur Schule geht, wird wahrscheinlich darunter leiden, wenn seine Mutter berufstätig ist“, nach Alter der Befragten (%)

42 Einstellungen zur Gleichstellung der Geschlechter in den Bereichen Bildung und (unbezahlte) Arbeit

INGRID SETZ

Obwohl in der Vergangenheit beachtliche Fortschritte in der Gleichstellung der Geschlechter erzielt wurden, bestehen nach wie vor Unterschiede, die sich insbesondere auf die wirtschaftliche Situation von Frauen auswirken. So sind Frauen seltener und in einem geringeren Ausmaß erwerbstätig und leisten darüber hinaus einen größeren Anteil an unbezahlter Arbeit im Haushalt und bei der Kinderbetreuung. Diese Ungleichheiten werfen die Frage auf, inwieweit traditionelle Rollenbilder in der österreichischen Gesellschaft vorherrschen. Die GGP-Erhebung ermöglichte es, der Frage nachzugehen, ob und inwieweit geschlechtsspezifische Unterschiede in zentralen Lebensbereichen wie der Bildung und der (unbezahlten) Arbeit wahrgenommen werden.

Überwiegend egalitäre Einstellungen, aber traditionelle Denkmuster in Bezug auf (unbezahlte) Arbeit

Die Mehrheit der Befragten gibt an, dass es für Frauen wie Männer gleichermaßen wichtig ist, einen Hochschulabschluss zu erwerben, eine Arbeitsstelle zu haben und sich um Haushalt und Kinderbetreuung zu kümmern (Abb. 42.1). Besonders deutlich ist die Zustimmung zur Gleichstellung der Geschlechter im Bereich der Bildung. Hier geben 92% an, dass eine universitäre Ausbildung für Frauen und Männer gleichermaßen wichtig ist. Bei der bezahlten und unbezahlten Arbeit zeigen sich jedoch größere Abweichungen in Richtung traditioneller Geschlechterrollen. So ist jede achte Person der Ansicht, dass es für Männer wichtiger ist, eine Arbeitsstelle zu haben, und jede vierte Person meint, dass es für Frauen wichtiger ist, sich um

Haushalt und Kinder zu kümmern. Insgesamt ist jedoch zu beachten, dass es bei Befragungen zu Einstellungen und Werten zu Antwortverzerrungen im Sinne sozialer Erwünschtheit kommen kann. Das bedeutet, dass Personen eher Antworten geben, von denen sie annehmen, dass sie auf soziale Zustimmung stoßen (in diesem Fall eine Tendenz zu egalitären Einstellungen). Die tatsächliche Ablehnung einer Gleichstellung der Geschlechter könnte daher größer sein.

Frauen und Hochschulabsolvent:innen egalitärer eingestellt

Egalitäre Einstellungen zu den Geschlechterrollen werden nicht von allen Bevölkerungsgruppen gleichermaßen geteilt. Frauen stimmen der Gleichstellung der Geschlechter häufiger zu als Männer und Personen mit universitärer Ausbildung häufiger als Personen mit niedrigerem Bildungsniveau (Abb. 42.2). Während die Unterschiede zwischen diesen Bevölkerungsgruppen bei der Frage, für wen universitäre Bildung wichtiger ist, nur gering ausfallen, sind sie im Bereich Arbeit deutlich ausgeprägter. Die größte Diskrepanz zeigt sich bei der unbezahlten Arbeit. So stimmen höher Gebildete häufiger als Personen mit niedrigerem Bildungsniveau der Geschlechtergleichstellung zu (81% gegenüber 70%). Ähnlich sieht es bei der Relevanz einer Arbeitsstelle aus. Bemerkenswert sind hier allerdings die Unterschiede zwischen weiblichen und männlichen Befragten. Während 91% der Frauen der Meinung sind, dass es für beide Geschlechter gleich wichtig ist, einen Arbeitsplatz zu haben, sind es bei den Männern lediglich 84%.

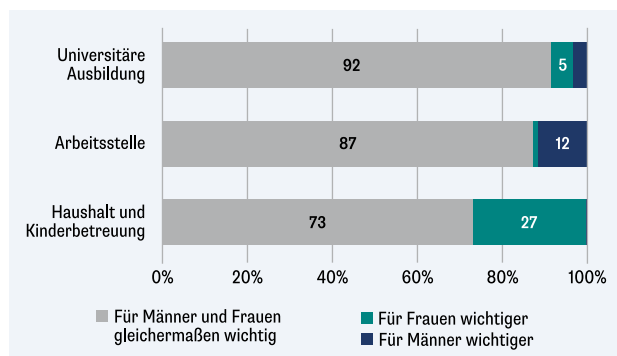


Abbildung 42.1: Rollenbilder für Frauen und Männer (%)

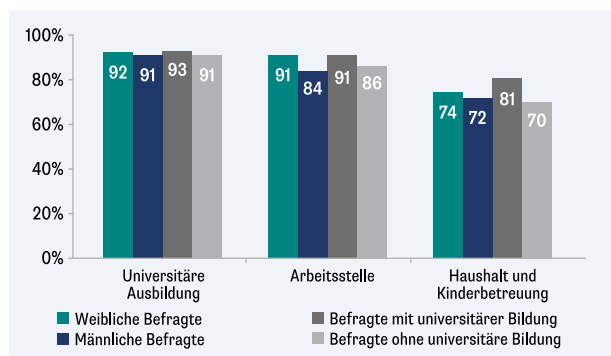


Abbildung 42.2: Anteil der Befragten mit egalitärer Einstellung (%)

43 Arbeitsteilung im Haushalt

CHRISTINE GESERICK • GEORG WERNHART

Wie teilen sich heterosexuelle Paare die Aufgaben im Haushalt auf? Wie in früheren Studien zeigen auch die Daten des GGP eine nach wie vor stark geschlechtsspezifische Spezialisierung.

Routinetätigkeiten sind weiblich

Dabei übernehmen meist Frauen den Großteil der so genannten Routinetätigkeiten. Drei Viertel der Befragten geben an, dass in ihrer Beziehung das Wäsche waschen „immer“ oder „normalerweise“ die Frau allein erledigt (Abb. 43.1). Auch die Zubereitung der täglichen Mahlzeiten liegt nach ihrer Einschätzung zu 60 % in weiblicher und nur zu 7 % ausschließlich in männlicher Hand. Dafür übernimmt der Mann umso häufiger traditionell männliche Tätigkeiten wie „kleinere Reparaturen rund um den Haushalt erledigen“ (75 %) oder „Rechnungen bezahlen und sich um Finanzielles kümmern“ (34 %). Diese Aufgaben zählen jedoch zu den seltener anfallenden Nichtroutinetätigkeiten, woraus der wiederholt beobachtete tägliche Mehraufwand der Frauen resultiert.

Spezialisierung wird durch Kinder verstärkt

Kinder verstärken diese geschlechtstypische Spezialisierung zusätzlich. Wenn Kinder im Haushalt leben, sind Frauen zu einem noch höheren Anteil allein für die Wäsche (78 %) und Männer für kleinere Reparaturen

(77 %) zuständig. Umgekehrt praktizieren (noch) kinderlose Paare oder Paare, deren Kinder das Elternhaus bereits verlassen haben, eine egalitäre Aufteilung.

Die eher geschlechtstypische Aufteilung bei Paaren mit Kindern kann dazu beitragen, dass die Zufriedenheit mit der Arbeitsteilung etwas geringer ausfällt. Dies gilt sowohl für Männer als auch für Frauen, für letztere allerdings in stärkerem Maße (Abb. 43.2). Auf einer Zufriedenheitsskala von 0 bis 10 (10 = sehr zufrieden) sind Männer ohne Kinder im Haushalt am zufriedensten (Mittelwert 9,1) und Frauen mit Kindern am unzufriedensten (Mittelwert 7,7), wobei festzuhalten ist, dass die Zufriedenheitswerte *insgesamt* recht hoch sind.

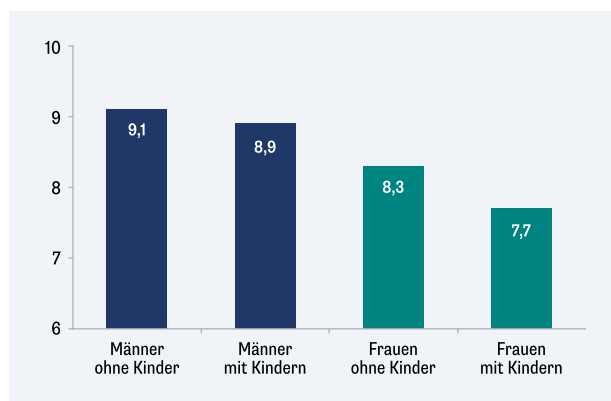


Abbildung 43.2: Durchschnittliche Zufriedenheit mit der Arbeitsteilung (Skala 0 bis 10)

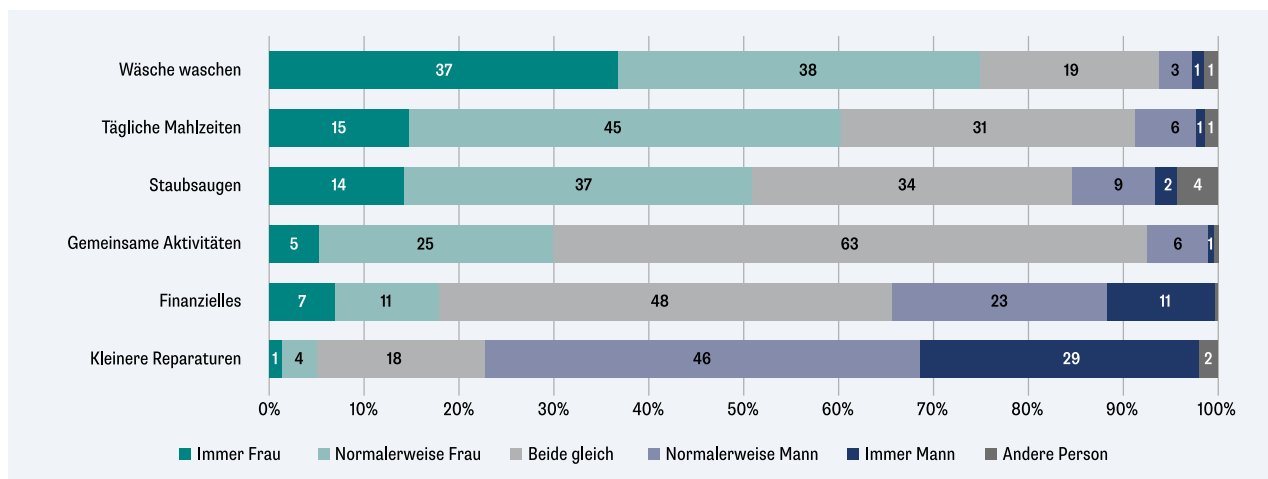


Abbildung 43.1: Praktizierte Aufteilung von Tätigkeiten im Haushalt (%)

44 Kinderbezogene Tätigkeiten in Paarhaushalten: Wer ist dafür zuständig?

GEORG WERNHART

Neben Tätigkeiten, die grundsätzlich in allen Haushalten anfallen, gibt es in Haushalten mit Kindern zusätzliche Aufgabenfelder. Dies gilt vor allem für Haushalte mit Klein- und Schulkindern und es stellt sich die Frage, von wem diese Aufgaben in Paarhaushalten übernommen werden. Die folgenden Ergebnisse beziehen sich auf Personen in Paarhaushalten mit Kindern unter 15 Jahren.

Zuständigkeit liegt nach wie vor hauptsächlich bei Müttern

Bei zwei Drittel der Paarhaushalte sind die Mütter immer oder normalerweise für das Ankleiden der Kinder zuständig. Ein ähnliches Bild ergibt sich, wenn das Kind krank ist; auch das Helfen bei den Hausaufgaben liegt öfter in den Händen der Mütter (56 %). Beim Zubettbringen und Spielen mit den Kindern ist der Anteil bei Müttern mit 33 % bzw. 30 % unter 50 %. Dies bedeutet jedoch nicht, dass hauptsächlich die Väter die Kinder zu Bett bringen oder mit ihnen spielen. Vielmehr fühlen sich beide Elternteile in gleichem Maße für diese Tätigkeiten zuständig (53 % bzw. 65 %). Dass die Verantwortung immer oder normalerweise beim Vater liegt, ist hingegen bei allen kinderbezogenen Tätigkeiten nach wie vor die Ausnahme. Am ehesten trifft dies auf das Helfen bei den Hausaufgaben und auf das Zubettbringen zu (6 % bzw. 5 %).

Spiegelt sich in diesem deutlichen Ungleichgewicht der Zuständigkeiten die in Österreich nach wie vor vorherrschende unterschiedliche Erwerbsintensität der

Geschlechter wider? So arbeitet ein großer Teil der Mütter mit kleinen Kindern in Teilzeit, während Väter fast ausschließlich vollzeiterwerbstätig sind.

Die folgenden Analysen beschränken sich auf die Aufgabenverteilungen bei Paaren mit Kindern unter 15 Jahren, bei denen die Frau in Vollzeit (d. h. mehr als 35 Wochenstunden Normalarbeitszeit) erwerbstätig ist. In der Realität bedeutet dies, dass beide Elternteile vollzeiterwerbstätig sind, da nur die wenigsten Väter von Vollzeit auf Teilzeit reduzieren. Das Ergebnis ist ernüchternd.

Vollzeiterwerbstätigkeit ändert nichts an der Zuständigkeitsverteilung

Zwar erhöht sich bei Vollzeiterwerbstätigkeit beider Elternteile der Anteil jener, die sich zu gleichen Teilen zuständig fühlen, um rund drei Prozentpunkte, dennoch verbleibt die Hauptverantwortlichkeit mehrheitlich bei den Müttern. Bei Krankheit des Kindes ist der Anteil der Paare, bei denen die Mutter die hauptsächliche Verantwortung für die Pflege übernimmt, sogar höher als jener in Abbildung 44.1. Somit wird klar, dass nicht die zeitliche Verfügbarkeit die Zuständigkeiten determiniert, sondern andere Motive, wie z. B. gesellschaftliche Gründe, ursächlich sind.

Dass das deutliche Ungleichgewicht bei den Zuständigkeiten auch Auswirkungen auf die Zufriedenheit mit der Aufgabenteilung hat, wird im Beitrag von Göttl und Berghammer (siehe Beitrag 45) dargestellt.

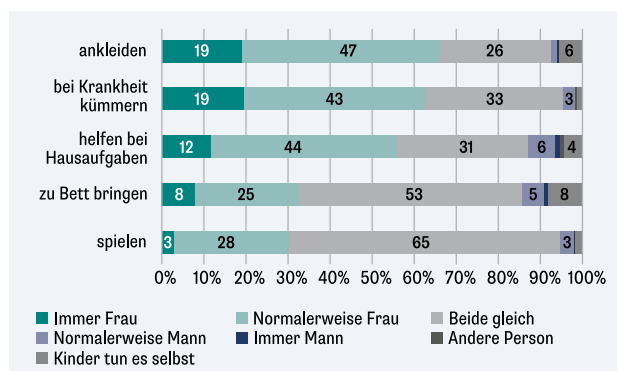


Abbildung 44.1: Aufteilung von kinderbezogenen Tätigkeiten in Paarhaushalten (%)

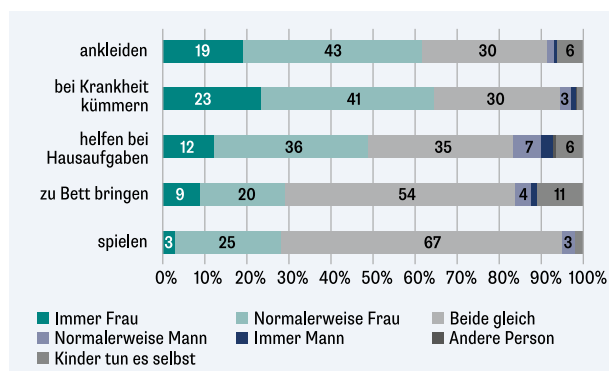


Abbildung 44.2: Aufteilung von kinderbezogenen Tätigkeiten in Paarhaushalten bei Vollzeiterwerbstätigkeit der Frau (%)

45 Zufriedenheit mit Aufteilung von Hausarbeit und Kinderbetreuung

GWEN GÖTLT • CAROLINE BERGHAMMER

In vielen Paaren übernehmen Frauen nach wie vor den überwiegenden Teil der Hausarbeit und Kinderbetreuung (siehe Beiträge 43 und 44). Wie zufrieden sind Männer und Frauen in heterosexuellen Beziehungen mit der Aufteilung dieser Tätigkeiten zwischen ihnen und ihrer Partnerin bzw. ihrem Partner?

Im GGP 2022/23 wurde erhoben, wer Haushaltstätigkeiten (Mahlzeiten zubereiten, Staubsaugen, Wäsche waschen, kleine Reparaturen) sowie Kinderbetreuungstätigkeiten (anmelden, zuhause bleiben mit einem kranken Kind, spielen; nur für Kinder über sechs Jahre: Hausübungen, zu Bett bringen) übernimmt. Bei der Interpretation der Ergebnisse muss berücksichtigt werden, dass nur eine Auswahl an Tätigkeiten einbezogen wurde (z. B. nicht: Geschirr abwaschen, einkaufen oder aufräumen). Die fünf Antwortmöglichkeiten reichten von „immer Mann“ bis „immer Frau“. Der Einfachheit halber fassen wir die Tätigkeiten jeweils zusammen und unterscheiden zwischen folgenden Gruppen: „Mann (etwas) mehr/ beide gleich“, „Frau etwas mehr“, „Frau deutlich mehr“, „Frau (fast) alles“. Die Zufriedenheitsskala reichte von 0 (überhaupt nicht zufrieden) bis 10 (vollkommen zufrieden).

Zufriedenheit mit Aufteilung von Hausarbeit: Unterschiede zwischen Männern und Frauen

Eine ausgewogene Aufteilung von Hausarbeit wirkt sich unterschiedlich auf die Zufriedenheit von Männern und Frauen aus. Im Durchschnitt sind Männer weniger zufrieden, wenn sie gleich viel oder (etwas) mehr Hausarbeit verrichten als Frauen, während Frauen mit einem solchen Arrangement sehr zufrieden sind (Abb. 45.1). Frauen sind unzufriedener, wenn sie für deutlich mehr oder (fast) die gesamte Hausarbeit zuständig sind.

Stärker ausgeglichene Aufteilung von Kinderbetreuung macht zufriedener

Anders die Ergebnisse für Kinderbetreuung: Hier sind sowohl Männer als auch Frauen im Durchschnitt am zufriedensten, wenn die Kinderbetreuung egalitär aufgeteilt wird (Abb. 45.2). Dies spiegelt den in der Forschung gut belegten Befund wider, dass Kinderbetreuung

– anders als Hausarbeit – vielfach als freudvoll erlebt wird. Insbesondere Männer haben häufig das Gefühl, zu wenig Zeit mit ihren Kindern zu verbringen, so dass eine ausgeglichene Aufteilung als befriedigend erlebt wird. Übernehmen Frauen (fast) die gesamte Kinderbetreuung, sind sie – wie auch bei der Hausarbeit – mit der Aufteilung deutlich weniger zufrieden.

Diese Ergebnisse verdeutlichen, dass „Gender Equality“ zu mehr Zufriedenheit in Familien führen kann. Wenn allerdings auch weniger attraktive Tätigkeiten wie die Hausarbeit gleichmäßiger verteilt werden, kann dies zu Unzufriedenheit auf Seiten der Männer führen.

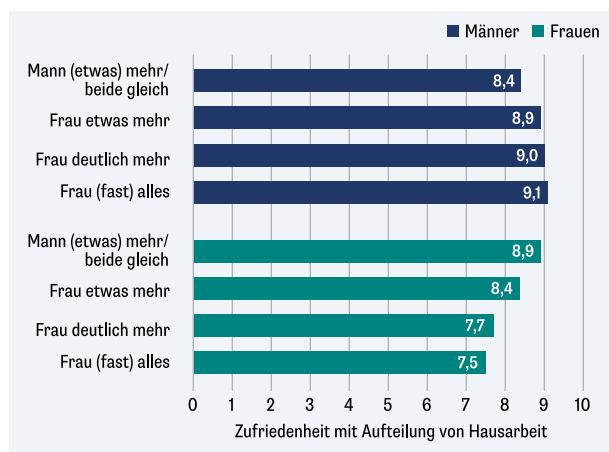


Abbildung 45.1: Durchschnittliche Zufriedenheit mit Aufteilung von Hausarbeit nach Geschlecht

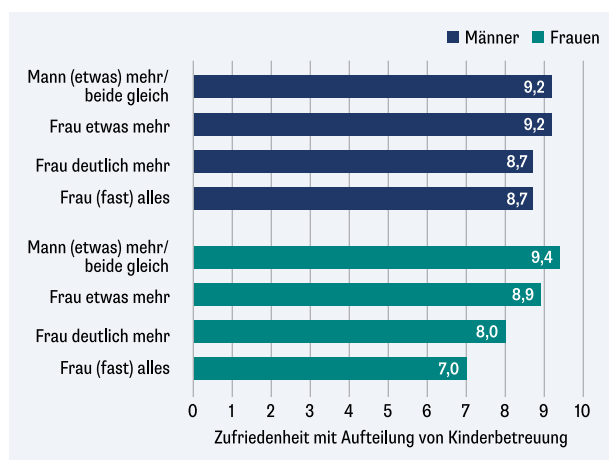


Abbildung 45.2: Durchschnittliche Zufriedenheit mit Aufteilung von Kinderbetreuung nach Geschlecht (Paare mit Kindern im Haushalt)

46 Können sich Frauen oder Männer besser um kleine Kinder kümmern?

INGRID SETZ

Frauen leisten in der Regel mehr unbezahlte Arbeit als Männer, darunter u. a. auch Kinderbetreuung. Dies führt häufig zu einer geringeren Beteiligung der Frauen am Erwerbsleben und damit zu erheblichen wirtschaftlichen Einbußen. Doch was sind die Ursachen für diese ungleiche Arbeitsteilung? Die Entscheidung, wer die Kinderbetreuung übernimmt, kann unter anderem auf Rollenvorstellungen beruhen, die widerspiegeln, was als angemessenes, erwartetes und bevorzugtes Verhalten angesehen wird. Im Rahmen der GGP-Erhebung sollten die Befragten angeben, ob sich ihrer Meinung nach Männer oder Frauen besser um kleine Kinder kümmern können.

Mehrheit hält Männer und Frauen für gleich geeignet, Männer vertreten jedoch häufiger traditionelle Rollenbilder

Für die Mehrheit der Befragten sind Frauen und Männer gleichermaßen in der Lage, die Kinderbetreuung zu übernehmen (Abb. 46.1). Allerdings sind Frauen eher als Männer von der Gleichwertigkeit der Fähigkeiten überzeugt: Während 64% der Frauen egalitäre Rollenbilder vertreten, trifft dies nur auf 49% der Männer zu. Traditionelle Rollenbilder scheinen bei den Männern noch stark verwurzelt zu sein. So geht jeder zweite Mann davon aus, dass sich Frauen besser um Kinder kümmern können. Diese Einschätzung wird sowohl

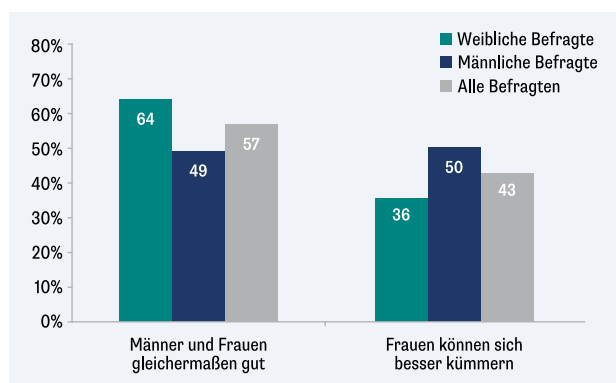


Abbildung 46.1: Rollenbilder in der Kinderbetreuung gemessen an der Frage „Wer ist besser darin, sich um kleine Kinder zu kümmern, Männer oder Frauen?“ (%)

Anmerkung: Weniger als 1% der Befragten gaben an, dass Männer besser in der Kinderbetreuung sind. Sie sind in der Abbildung nicht berücksichtigt.

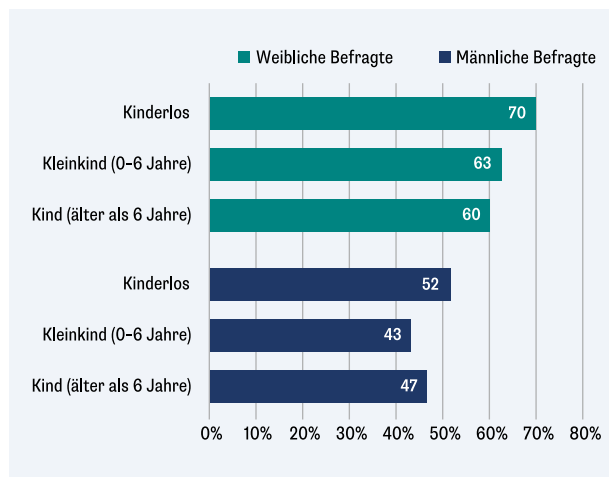


Abbildung 46.2: Anteil der Befragten mit egalitärem Rollenbild gemessen an der Antwort „Männer und Frauen gleichermaßen gut“ (%)

von jüngeren als auch von älteren Männern geteilt. Bei den Frauen hingegen zeigt sich ein Trend: je jünger desto egalitärer, je älter desto traditioneller. So sind 69% der 20- bis 29-jährigen Frauen der Meinung, dass Männer und Frauen gleichermaßen in der Lage sind, die Kinderbetreuung zu übernehmen, während nur 60% der 50- bis 59-jährigen Frauen diese Ansicht teilen.

Kinderlose egalitärer eingestellt als Eltern

Insgesamt vertreten kinderlose Befragte häufiger als Eltern die Meinung, dass Frauen und Männer gleichermaßen in der Lage sind, die Betreuung von Kleinkindern zu übernehmen. So sind 70% der kinderlosen Frauen und 52% der kinderlosen Männer von der gleichen Eignung überzeugt. Eltern mit Kind(ern) im Alter von null bis sechs Jahren – also Personen, die direkt von der Aufteilung der Kleinkindbetreuung betroffen sind – zeigen eine deutlich weniger egalitäre Einstellung. Sowohl bei den männlichen als auch bei den weiblichen Befragten sinkt der Anteil der Zustimmung zur Gleichwertigkeit der Kinderbetreuung um rund acht Prozentpunkte. Für Eltern, deren Kind(ern) bereits älter als sechs Jahre ist / sind, bleibt der Unterschied zu den Kinderlosen bzw. Kinderfreien bestehen.

47 Organisation der Kinderbetreuung und die Bedeutung informeller Unterstützungsangebote

MARKUS KAINDL

Eltern haben verschiedene Möglichkeiten, die Betreuung ihrer Kinder zu organisieren. Sie können diese ausschließlich selbst übernehmen oder sich Unterstützung von außen holen. Dabei können sie auf informelle Angebote (z. B. Verwandte) oder auf formelle Angebote (z. B. Tageseltern oder Kindergärten) zurückgreifen.

Wenig Unterstützung bei sehr jungen und etwas älteren Kindern

Von den Eltern, die nur Kinder unter drei Jahren haben, übernehmen 41% die Betreuung ausschließlich selbst, mehr als ein Drittel holt sich externe Unterstützung nur bei Verwandten und Bekannten (Abb. 47.1), knapp ein Viertel nutzt formelle Angebote. Ist das jüngste Kind zehn bis unter fünfzehn Jahre alt, beschränken sich rund zwei Drittel auf die Selbstbetreuung. Wie auch bei den Kindern im Volksschulalter ist hier zu berücksichtigen, dass diese (außerhalb der Ferienzeiten) vormittags in der Schule sind und für diesen Zeitraum keine extra Betreuung benötigt wird. Formelle Betreuung wird vor allem in Anspruch genommen, wenn alle Kinder drei bis unter sechs Jahre alt sind. Mehr als drei Viertel der Eltern nutzen hier Kindergärten oder Tageseltern.

Zur besseren Abgrenzung werden hier nur Familien berücksichtigt, die ausschließlich Kinder in einer der Altersgruppen haben. Familien, die z. B. ein zweijähriges und ein vierjähriges Kind haben, werden in diesen Auswertungen nicht berücksichtigt.

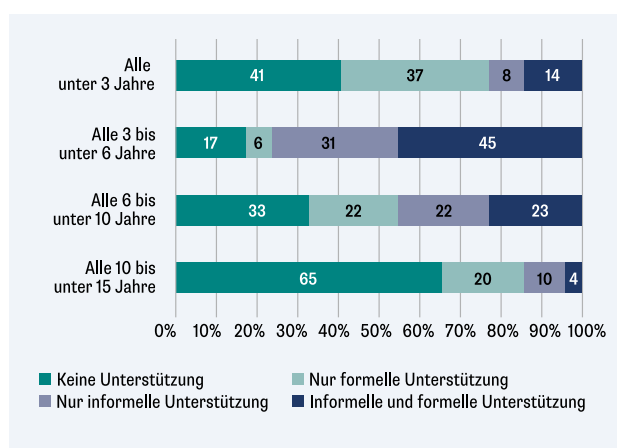


Abbildung 47.1: Genutzte Hilfe bei der Kinderbetreuung (%)

Die informelle Unterstützung wird häufig zumindest einmal pro Woche in Anspruch genommen (Abb. 47.2). Gehen die Kinder noch nicht zur Schule, holt sich fast ein Viertel mehrmals pro Woche solche Hilfen, weitere 18% einmal pro Woche.

Informelle Betreuung ist in erster Linie Frauensache

Unter den Verwandten nehmen die Großeltern der Kinder die wichtigste Rolle bei der Unterstützung ein. Sind alle Kinder jünger als drei Jahre, lässt sich rund die Hälfte der Eltern von den Großeltern helfen, sind die Kinder drei bis unter sechs Jahre alt, sind es immer noch 45%. Bei der Mithilfe der Großeltern zeigen sich Geschlechtereffekte in zweifacher Hinsicht: Zum einen werden die Großeltern mütterlicherseits öfter zur Betreuung herangezogen als die Großeltern väterlicherseits, zum anderen betreuen Großmütter ihre Enkelkinder öfter als Großväter.

Geht das jüngste Kind noch nicht zur Schule, holt sich ein Drittel der Eltern Unterstützung von der Großmutter mütterlicherseits, aber nur ein Viertel von der Großmutter väterlicherseits. Auch für Großväter liegen vergleichbare Betreuungsrelationen vor: Für die Betreuung von Kindern unter sechs Jahren werden 20% der Großväter mütterlicherseits, aber nur 15% der Großväter väterlicherseits herangezogen.

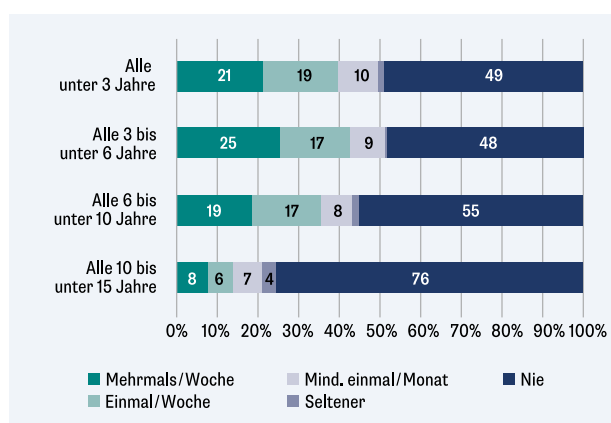


Abbildung 47.2: Häufigkeit der Nutzung informeller Unterstützung (%)

48 Aufteilung der unbezahlten Arbeit im Zeitvergleich

GWEN GÖTLT • CAROLINE BERGHAMMER

Unbezahlte Tätigkeiten im Haushalt und bei der Kinderbetreuung sind bei heterosexuellen Paaren ungleich verteilt: Frauen übernehmen in beiden Bereichen insgesamt deutlich mehr Aufgaben als Männer (siehe Beiträge 43 und 44). Die Aufteilung der Tätigkeiten verläuft oft nach traditionellen Geschlechterrollen. Beispielsweise bereiten laut GGP 2022/23 in rund 60–65% der Paare Frauen normalerweise oder immer die Mahlzeiten zu oder sind für das Ankleiden der Kinder zuständig. In 75% der Paare erledigen Männer normalerweise oder immer kleine Reparaturen.

Doch wie hat sich die Aufteilung zwischen der ersten (2008/09) und der aktuellen GGP-Welle (2022/23) verändert? Wir betrachten sowohl Haushaltstätigkeiten (Mahlzeiten zubereiten, Staubsaugen, kleine Reparaturen) als auch Kinderbetreuungstätigkeiten (ankleiden, zuhause bleiben mit einem kranken Kind, spielen; nur für Kinder über sechs Jahre: Hausübungen, zu Bett bringen). Die fünf Antwortmöglichkeiten reichten von „immer Frau“ bis „immer Mann“. Der Einfachheit halber fassen wir die Tätigkeiten jeweils zusammen und unterscheiden zwischen folgenden Verteilungen: „Frau (fast) alles“, „Frau mehr“, „beide gleich“, „Mann mehr“.

Veränderungen in den letzten 15 Jahren hin zu einer egalitäreren Aufteilung

Der Vergleich zwischen 2008/09 und 2022/23 zeigt deutliche Verschiebungen in der Verteilung der Haus-

haltstätigkeiten (Abb. 48.1): Der Anteil der Paare, bei denen die „Frau (fast) alles“ oder „mehr“ erledigt, sank von 50% auf 40%. Spiegelbildlich stieg der Anteil der Paare, bei denen beide gleich viel oder der Mann mehr übernimmt. Bei der Interpretation der Ergebnisse ist allerdings einschränkend zu beachten, dass nur drei Haushaltstätigkeiten einbezogen werden konnten, wobei eine davon (Reparaturen) zumeist von Männern verrichtet wird.

Die Kinderbetreuungstätigkeiten waren zu beiden Zeitpunkten deutlich ungleicher verteilt als die Haushaltstätigkeiten, doch die Aufteilung wurde im Zeitverlauf ebenfalls ausgewogener (Abb. 48.2). In den letzten rund 15 Jahren kam es in der Kinderbetreuung zu einer Verschiebung von (fast) vollständiger Erledigung durch Frauen (Rückgang von 51% auf 44%) zu einer egalitäreren Aufteilung, wobei allerdings „beide gleich“ mit 14% auch im Jahr 2022/23 weiterhin eine sehr kleine Gruppe bleibt.

Damit setzt sich der jahrzehntelange Trend zu einer egalitäreren Verteilung der unbezahlten Arbeit auch in der jüngsten Periode fort. Insbesondere im Vergleich zu den europäischen Vorreitern in Sachen „Gender Equality“ ist Österreich nach wie vor eher von traditionellen Geschlechterrollen geprägt. Es ist jedoch davon auszugehen, dass sich die Entwicklung auch in Zukunft langsam, aber stetig in Richtung einer egalitäreren Verteilung der unbezahlten Arbeit fortsetzen wird.

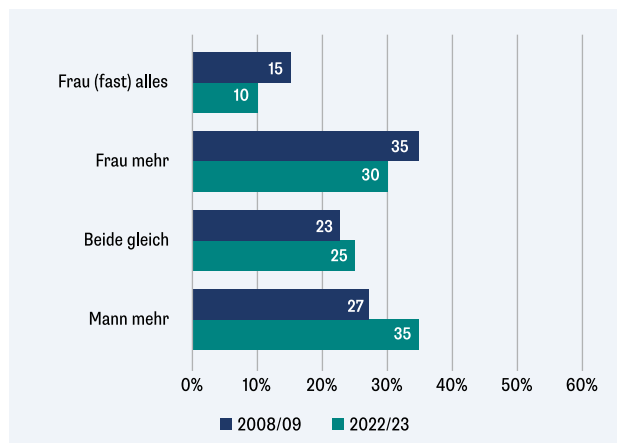


Abbildung 48.1: Aufteilung von Haushaltstätigkeiten im Zeitvergleich (%)

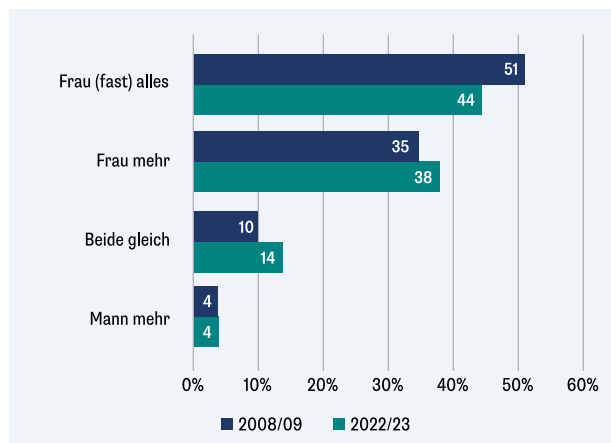


Abbildung 48.2: Aufteilung von Kinderbetreuung im Zeitvergleich (Paare mit Kindern im Haushalt, %)



Ökonomische Situation und Wohlbefinden

49 Die Einkommens- und Vermögenssituation von Familien

BERNHARD RIEDERER

Die Einkommens- und Vermögenssituation der Haushalte unterscheidet sich je nach Familientyp zum Teil erheblich. Insbesondere Alleinerziehende gehören in vielerlei Hinsicht zu den benachteiligten Gruppen. Dies gilt zumindest auch für einen Teil der kinderreichen Haushalte.

Unterschiede nach Haushalts- bzw. Familientyp

Betrachtet man die Einkommenssituation nach Familientypen (Tab. 49.1), so zeigt sich zunächst, dass die Jahreseinkommen von Paaren mit Kindern und Paaren ohne Kinder durchaus vergleichbar sind. Allerdings ist bei Paaren mit drei oder mehr Kindern der Anteil der Personen mit einem Jahresnettoeinkommen unter 20.000 € etwas größer (16%). Am höchsten ist dieser Anteil mit 44% bei den Alleinerziehenden, die auch vergleichsweise häufig Mindestsicherung / Sozialhilfe (5%) und Arbeitslosengeld (7%) beziehen.

In Österreich verfügt eine Person in der Regel über nennenswertes Vermögen, wenn sie Wohneigentum besitzt. Im Vergleich zu anderen Haushaltstypen mit Kindern (62–71%) ist der Anteil der Wohnungs- bzw. Hausbesitzer:innen unter den Alleinerziehenden gering (33%), im Vergleich zu alleinlebenden Erwachsenen (15–25%) jedoch durchaus beachtlich. Der Anteil der Personen mit einem Immobilienvermögen im Wert von 250.000 € und mehr ist sowohl bei Paaren mit Kindern

als auch bei älteren Paaren ohne Kinder beträchtlich (43–71% bzw. 30–50%).

Polarisierung bei kinderreichen Familien

Vergleicht man die Haushalte, in denen Kinder leben, so fällt einerseits auf, dass in der kleinen Gruppe der Haushalte mit vier oder mehr Kindern häufiger niedrigere Jahresnettoeinkommen zu finden sind (21% unter 20.000 €). Beinahe 9% der kinderreichen Haushalte beziehen Mindestsicherung / Sozialhilfe, während es bei Haushalten mit ein bis drei Kindern nur 1–2% sind. Andererseits ist bei Haushalten mit vier oder mehr Kindern auch der Anteil mit einem höheren Jahresnettoeinkommen (80.000 € und mehr) (32%) sowie der Anteil der Wohnungs- bzw. Hausbesitzer:innen (54%) nicht als gering anzusehen, was auf eine gewisse Polarisierung in der Gruppe der kinderreichen Familien hinweist.

Eine Analyse nach dem Alter des jüngsten Kindes zeigt in der Regel nur geringe Unterschiede. Erwähnenswert ist jedoch, dass der Anteil der Wohnungs- bzw. Hausbesitzer:innen mit dem Alter des jüngsten Kindes sukzessive ansteigt: von 53% bei Kindern unter drei Jahren auf 63–65% bei älteren Kindern (ab elf Jahren). Neben dem Prozess der Familiengründung dürfte dazu auch eine mit dem Alter zunehmende Vermögensbildung beitragen.

Familientypen	Haushaltseinkommen				Vermögen			
	Jahresnettoeinkommen		Mindestsicherung / Sozialhilfe	Arbeitslosengeld	Zins- und Kapitaleinkünfte	Besitz von Wohnung / Wohnhaus	Immobilienvermögen	
	unter 20.000 €	80.000 € und mehr					100.000 € und mehr	250.000 € und mehr
	%	%	%	%	%	%	%	%
Paare mit 1 Kind	10	17	1	5	6	62	52-71	43-59
Paare mit 2 Kindern	11	20	< 1	4	6	71	57-79	51-71
Paare mit 3+ Kindern	16	16	3	4	6	66	48-69	43-62
Alleinerziehende	44	3	5	7	8	33	28-40	21-30
Paare unter 40 ohne Kinder	10	11	1	7	7	24	28-37	22-30
Paare ab 40 ohne Kinder	9	17	1	5	6	56	41-68	30-50
Alleinlebende unter 40	33	4	4	7	5	15	14-22	9-14
Alleinlebende ab 40	36	1	4	7	2	25	16-27	10-17
Alleinlebende mit Partner:in	29	4	2	6	7	27	21-31	16-23
Gemeinsamer Haushalt mit Elterngeneration	14	25	4	9	13	44	27-42	21-33
Sonstige Mehrpersonenhaushalte	35	9	2	8	13	22	17-24	11-17

Tabelle 49.1: Einkommens- und Vermögenssituation nach Haushalts- bzw. Familientypen (%)

50 Innerfamiliäre Transfers – vom Nehmen und Geben

GEORG WERNHART

Datenerhebungen beschränken sich häufig auf die in einem Haushalt lebenden Personen. Einzelne Familienmitglieder – seien dies Geschwister, die wegziehen oder Kinder, die erwachsen werden und ausziehen, ganz zu schweigen von Onkeln und Tanten oder Schwiegereltern – verbringen jedoch einen großen Teil ihres Lebens nicht in einem Haushaltsverband.

Mit dem Gender and Generation Programme (GGP) wird der Blick auf alle Familienmitglieder – unabhängig von deren Wohnort – ausgeweitet. Für Befragte bestand die Möglichkeit, erhaltene und gegebene monetäre Transfers aus bis zu 18 unterschiedlichen Verwandtschaftsverhältnissen anzugeben.

Knapp 34 % der Befragten im Alter von 18 bis 60 Jahren haben zumindest einmal eine Zuwendung im Wert von 5.000 € oder mehr erhalten. In den meisten Fällen (80 %) haben sie diese von einer einzigen Person, in knapp 20 % der Fälle von zwei unterschiedlichen Personen bekommen. Werden die kleineren (regelmäßigeren) Zuwendungen betrachtet, ergibt sich ein leicht differenzierteres Bild. In den letzten zwölf Monaten haben 21 % der Befragten Zuwendungen im Wert von mindestens 250 € erhalten und 23 % solche Zuwendungen gemacht. Ungefähr zwei Drittel haben eine Transaktion mit einer

einzig Person, rund 20 % mit zwei Personen und rund 7 % mit drei Personen durchgeführt.

Von Eltern an Kinder

Unter welchen Familienmitgliedern finden nun am häufigsten monetäre Transfers statt? Abbildung 50.1 zeigt dies für die Zuwendungen in den letzten zwölf Monaten. Rund 80 % der Befragten, die eine Zuwendung erhalten haben, haben diese von den eigenen Eltern bzw. Schwiegereltern bekommen, 52% sogar ausschließlich von diesen, gefolgt von den Großeltern (18%), eigenen Partner:innen (6 %) und Geschwistern (3%). Nur rund 9 % der Befragten haben nicht von diesen Familienangehörigen, sondern von anderen Verwandten bzw. Bekannten einen Transfer erhalten.

Gegeben wurden Zuwendungen vor allem an die eigenen Kinder bzw. Schwiegerkinder (48%), in 32 % der Fälle sogar ausschließlich. Danach folgen die Elterngeneration (25%), die eigene Partnerin oder der eigene Partner (12 %) und Geschwister (9%). Nur rund 15% der Befragten haben Zahlungen an andere als die genannten Personen geleistet. Zusammenfassend zeigt sich somit eine starke Zentrierung der Transferleistungen auf die (Kern-)Familie.

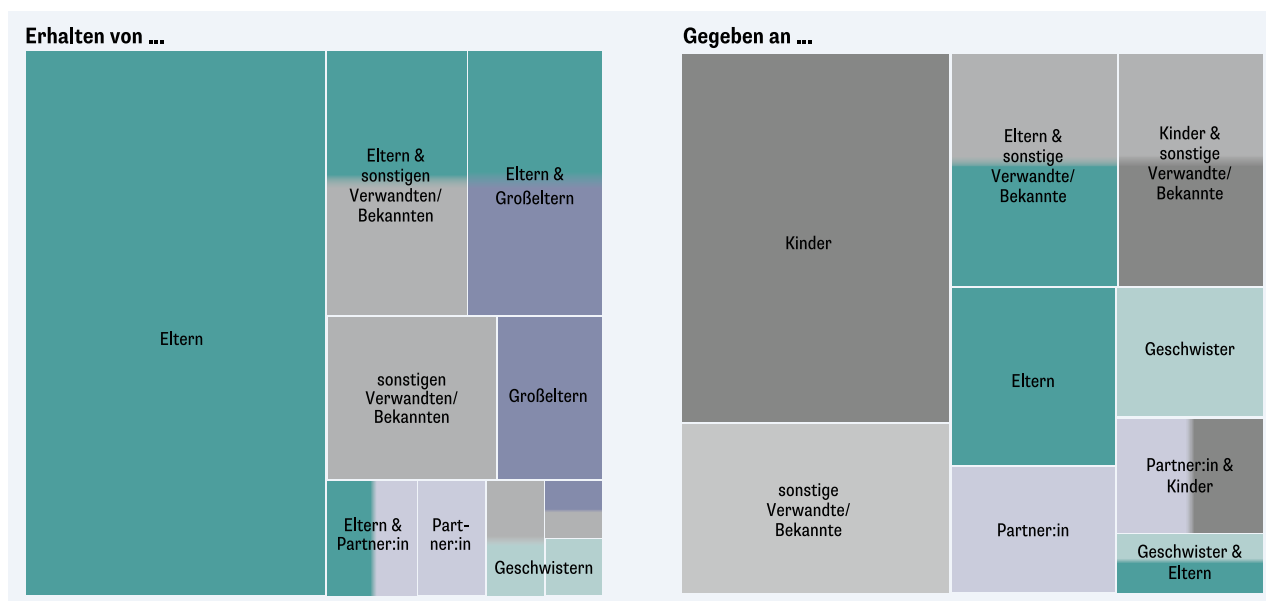


Abbildung 50.1: An Transfers beteiligte Personengruppen

51 Wohnstatus und finanzielle Situation

SONJA DÖRFLER-BOLT • NORBERT NEUWIRTH

Der Wohnstatus einer Person gibt an, ob diese im Eigentum, zur Miete oder mietfrei wohnt, ohne Eigentümerin zu sein. Wohnstatus und finanzielle Situation sind auf verschiedenen Ebenen miteinander verknüpft. Einerseits ist der Wohnstatus die Grundlage für die Bildung von Wohneigentum, andererseits wirkt er sich auf die laufenden Ausgaben aus.

Insgesamt wohnt genau die Hälfte der Befragten (50%) im Eigentum, 40% zur Miete und der Rest in anderen Wohnformen. Die Eigentumsquote steigt mit zunehmendem Alter sukzessive an und liegt bei den Ältesten (55- bis 60-Jährigen) bei 68%.

Wohneigentum korreliert stark mit Vermögensübertragungen

Ausreichende finanzielle Mittel durch entsprechendes Einkommen, Schenkungen oder Erbschaften sind Voraussetzungen für Wohneigentum. In Abbildung 51.1 werden die beiden Aspekte Schenkung und Erbschaft in Form von Geld, Besitz oder Gegenständen im Zusammenhang mit der Wohnsituation analysiert. Dabei zeigen sich große Unterschiede: Der Anteil derer, die in der Vergangenheit Schenkungen bzw. Erbschaften in der Höhe von mehr als 5.000 € erhalten haben, ist unter Personen, die im Eigentum leben, mehr als doppelt so hoch wie unter Mieter:innen. Knapp die Hälfte der Eigentümer:innen (47%), aber nur 21% der Mieter:innen haben jemals eine derartige größere finanzielle Zuwendung bekommen.

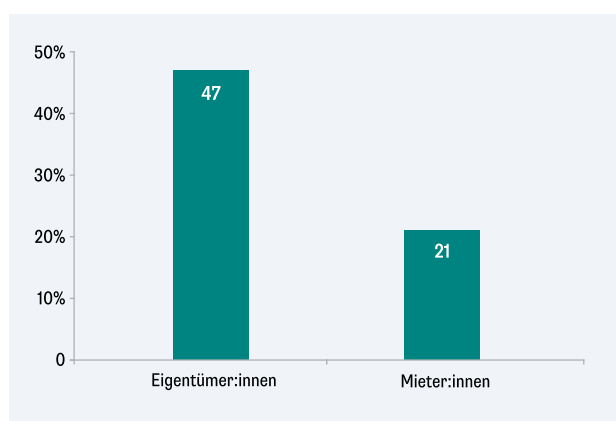


Abbildung 51.1: Schenkung oder Erbschaft im Wert von mehr als 5.000 € erhalten, nach Wohnstatus (%)

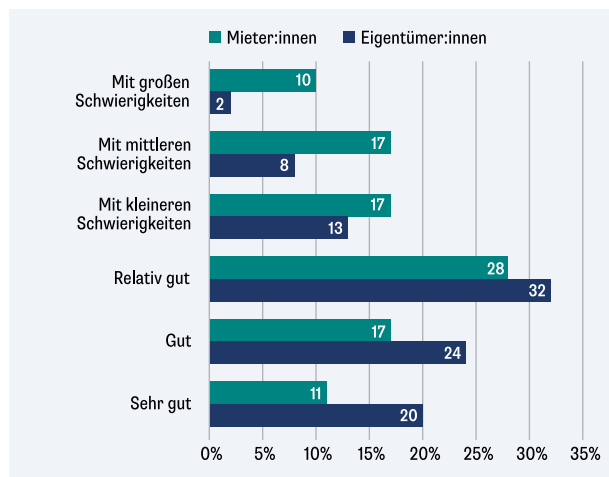


Abbildung 51.2: Auskommen mit dem monatlichen Haushaltseinkommen, nach Wohnstatus (%)

Mieter kommen mit ihrem Einkommen erkennbar schlechter aus

Die jeweilige Wohnsituation kann sich auch auf die aktuelle finanzielle Situation auswirken. Abbildung 51.2 zeigt, wie im Eigentum und zur Miete Wohnende mit ihrem monatlichen Haushaltseinkommen auskommen. Grundsätzlich geben beide Gruppen am häufigsten an, mit ihrem Haushaltseinkommen relativ gut auszukommen (Mieter:innen: 28%; Eigentümer:innen 32%). Größere bzw. mittlere Schwierigkeiten, mit ihrem Einkommen das Auslangen zu finden, haben mit einem Anteil von gut einem Viertel (27%) Mieter:innen deutlich häufiger als Eigentümer:innen (10%). Umgekehrt kommen Personen, die im Eigentum leben, mit ihrem Einkommen deutlich öfter gut oder sehr gut aus (44%) als jene, die zur Miete wohnen (28%).

Insgesamt zeigt sich, dass Wohnen im Eigentum deutlich häufiger mit Schenkungen oder Erbschaften einhergeht als das Leben zur Miete. Zudem haben Mieter:innen deutlich mehr Schwierigkeiten, ihre laufenden finanziellen Belastungen zu decken als Personen, die im Eigentum leben, was vermutlich mit der monatlichen Mietbelastung zusammenhängt.

52 Umzugs- und Auswanderungsabsichten

RICHARD GISSER

Die Frage „Beabsichtigen Sie, in den nächsten drei Jahren *innerhalb Österreichs* umzuziehen?“ beantwortet gut ein Viertel der Befragten mit „sicher ja“, „wahrscheinlich ja“ oder „unsicher“. Fast drei Viertel hegen somit keine Umzugsabsicht in naher Zukunft.

Männer neigen etwas häufiger zu Umzügen als Frauen (28 % vs. 25 %), was mit der Binnenwanderungsstatistik weitgehend übereinstimmt. Letzteres gilt auch für Altersunterschiede: Die Dreijahres-Umzugsabsichten sind bei jungen Erwachsenen am höchsten (18-29 Jahre: 52%) und sinken mit steigendem Alter auf 10 % im sechsten Lebensjahrzehnt.

Hohe Umzugsabsichten bei jungen Leuten, Kinderlosen und Wohnfrust

Die Kinderzahl spielt eine spezielle Rolle. Ohne Betreuungspflichten ist man am mobilsten. Aktuell Kinderlose haben daher die höchsten Umzugsabsichten (40 %), doppelt so hohe wie Eltern mit einem Kind und gut dreimal so hohe wie Eltern mit zwei oder drei Kindern (Abb. 52.1). Bei Eltern mit vier Kindern steigen die Umzugsabsichten sogar wieder, was darauf hindeutet, dass der Raumbedarf der vorhandenen Kinder generell ein wichtiges Kriterium ist.

Ein sehr deutlicher Zusammenhang besteht zwischen der Zufriedenheit mit der aktuellen Unterkunft (gemessen auf einer Skala von 0-10) und Umzugsabsichten.

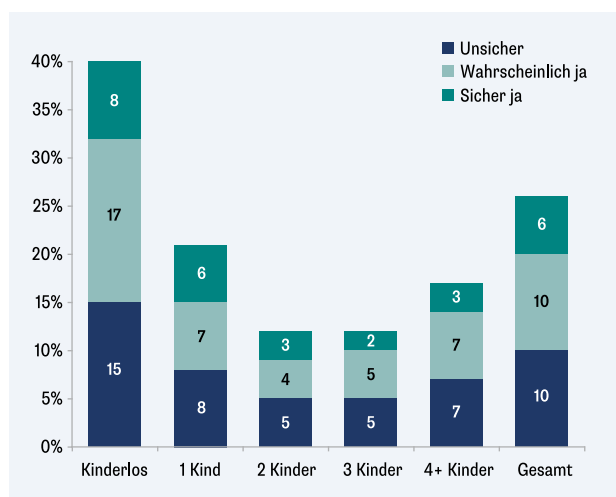


Abbildung 52.1: Umzugsabsichten nach Kinderzahl (%)

Diese sind bei geringer Zufriedenheit (0-5) mit 52 % dreimal so hoch wie bei maximaler Zufriedenheit. Auch die rechtliche Wohnsituation beeinflusst Umzugsabsichten, vor allem Miete (41%) vs. Eigentum (12%).

Auf die Frage „Beabsichtigen Sie, in den nächsten drei Jahren in ein *anderes Land* zu ziehen?“ antwortet ein Zehntel mit „sicher ja“, „wahrscheinlich ja“ oder „unsicher“. Neun von zehn Befragten haben also keine Absicht, in nächster Zeit auszuwandern.

Bei der Auswanderungsabsicht hat die Antwort „unsicher“ ein relativ größeres Gewicht als bei der Umzugsabsicht. Dennoch zeigt sich auch hier, dass Männer (11%) eher als Frauen (9%) und junge Erwachsene (22%) viel häufiger als 50- bis 59-Jährige (4%) ans Auswandern denken.

Junge, höher Gebildete und im Ausland Geborene wollen am ehesten auswandern

Große Unterschiede bestehen auch nach der Kinderzahl, da Kinderlose zu 18 % beabsichtigen, in den nächsten drei Jahren ins Ausland zu übersiedeln, Eltern mit Kindern aber nur zu 7% (1 Kind) bzw. 3% (2+ Kinder). Im Vergleich zur Binnenwanderung ist für die Auswanderung das Vorhandensein von Kindern offensichtlich ein größeres Hindernis.

Die Auswanderungsabsichten sind bei in Österreich Geborenen mit 9% nur etwa halb so hoch wie bei eingewanderten Personen (wobei es sich wohl häufig um Rückwanderungen handeln wird).

Wie zu erwarten, variieren die Prozentsätze für die Auswanderungsabsichten nach dem Bildungsniveau in ähnlicher Weise wie jene nach dem Geburtsland: Höher Gebildete denken etwa doppelt so häufig an einen Auslandsaufenthalt in den nächsten drei Jahren wie Personen mit mittlerer oder niedriger Ausbildung.

53 Das Gefühl der sozialen Inklusion

LORENZ WURM • NORBERT NEUWIRTH

Soziale Inklusion ist erreicht, wenn ein Mensch in seiner Individualität von der Gesellschaft akzeptiert wird und die Möglichkeit hat, in vollem Umfang an ihr teilzuhaben. Dem gegenüber steht die soziale Exklusion, die den Prozess der sozialen Ausgrenzung präzisiert. Der Grad der sozialen Inklusion kann mit standardisierten Fragen erfasst werden, die auch im GGP enthalten sind.

Mehrheit der Befragten fühlt sich gut in das eigene soziale Umfeld integriert

Um das Exklusionsempfinden der Befragten zu ermitteln, wurden ihnen Aussagen zur gefühlten Wahrnehmung der sozialen Inklusion vorgelegt („Haben Sie in letzter Zeit folgende Erfahrungen gemacht? Ich fühle eine allgemeine Leere. Ich fühle mich oft zurückgewiesen.“). Die Mehrheit der Österreicherinnen und Österreicher sieht sich kaum mit dem Gefühl sozialer Ausgrenzung konfrontiert (76 % und 82 % antworteten jeweils mit „Nein“), aber 7 % verspürten in der Zeit vor der Erhebung eine allgemeine Leere und 5 % fühlten sich explizit sozial ausgegrenzt (Abb. 53.1). Dies gilt in ähnlicher Weise für Frauen und Männer.

Frühere Studien zeigen einen Zusammenhang zwischen wahrgenommener sozialer Inklusion einerseits und Aspekten wie Alter, Bildung, Anzahl der Kinder und Erwerbstätigkeit andererseits.

Gefühl der Leere bei jungen Erwachsenen häufiger

Junge Erwachsene empfinden häufig eine allgemeine Leere. So gaben 12 % der 18- bis 29-Jährigen an, in letzter Zeit ein solches Gefühl gehabt zu haben, während es bei den 50- bis 59-Jährigen nur 3 % waren. Das

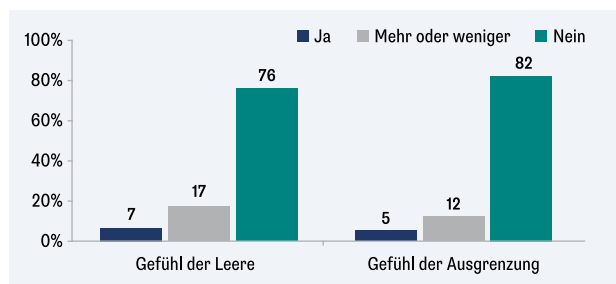


Abbildung 53.1: Resultate zum Exklusionsempfinden (%)

Gefühl der Leere scheint also mit zunehmendem Alter abzunehmen. Auch eigene Kinder sowie ein höheres Einkommen reduzieren das Gefühl der Leere.

Bildungsniveau und Erwerbstätigkeit beeinflussen das Exklusionsgefühl

Männer mit niedriger Bildung fühlen sich am häufigsten sozial ausgegrenzt. So fühlen sich rund 12 % der befragten Männer mit Pflichtschulabschluss häufig ausgegrenzt, bei den Frauen sind es mit 7 % weniger. Ein weiterer wichtiger Faktor ist die Erwerbstätigkeit, die mit geringerer Wahrnehmung von sozialer Zurückweisung einhergeht. Bei den Männern halbiert sich der Anteil von 10 % bei den Nichterwerbstätigen auf 5 % bei den Erwerbstätigen.

Partner:in ist wichtigste Vertrauensperson

Jeder Mensch braucht hin und wieder eine Schulter zum Ausweinen, eine Person, mit der er über persönliche Dinge sprechen kann. Die wichtigste Bezugsperson ist hierzulande der Partner bzw. die Partnerin, Platz zwei belegen Freund:innen, Bekannte oder Kolleg:innen und Platz drei geht an die eigene Mutter (Abb. 53.2). Nur sehr wenige (1 %) geben an, niemanden zu haben, mit dem sie über persönliche Dinge sprechen können.

Es ist davon auszugehen, dass die Coronapandemie auch und gerade hinsichtlich der empfundenen sozialen Inklusion ihre Spuren hinterlassen hat. Aufgrund fehlender Vergleichsdaten konnte dies jedoch nicht explizit analysiert werden.

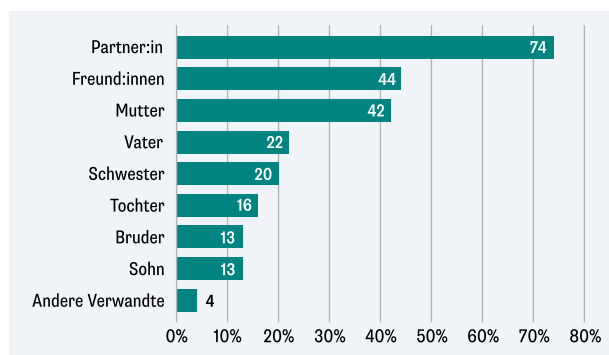


Abbildung 53.2: Personen, mit denen wichtige persönliche Angelegenheiten besprochen werden (%)

54 Gesundheitszustand und Herausforderungen – eine Momentaufnahme

PAOLA DI GIULIO

Der Großteil der österreichischen Bevölkerung erfreut sich guter Gesundheit. Von den 18- bis 59-jährigen Befragten bezeichnen sich 35 % der Männer und 40 % der Frauen als völlig gesund, das heißt, sie haben keine Einschränkungen oder chronischen Erkrankungen und fühlen sich subjektiv gut oder sehr gut. Andererseits geben bescheidene 11 % der Männer und 12 % der Frauen derselben Altersgruppe an, derzeit an irgendeiner Art von Einschränkung oder chronischen Krankheit zu leiden und sich höchstens mittelmäßig oder sogar schlecht zu fühlen.

Wer gibt einen schlechten Gesundheitszustand an?

Erwartungsgemäß verschlechtert sich der Gesundheitszustand mit zunehmendem Alter: Rund 8 % der 18- bis 29-Jährigen stufen ihren Gesundheitszustand als schlecht ein. Dieser Anteil steigt leicht auf 9 % bei Männern bzw. 10 % bei Frauen im Alter 30–49 und auf 15 % bzw. 18 % bei 50- bis 59-Jährigen. Innerhalb der drei Altersgruppen zeigen sich die üblichen Regelmäßigkeiten (Abb. 54.1): Frauen geben zumeist einen schlechteren Gesundheitszustand an als Männer. Befragte mit niedriger Bildung stufen ihren Gesundheitszustand durchweg als schlechter ein als Befragte mit mittlerer und vor allem hoher Bildung. Die größten geschlechtsspezifischen Unterschiede treten in den ältesten Altersgruppen auf. Den stärksten Einfluss auf gesundheitliche Ungleichheiten hat das Bildungsniveau

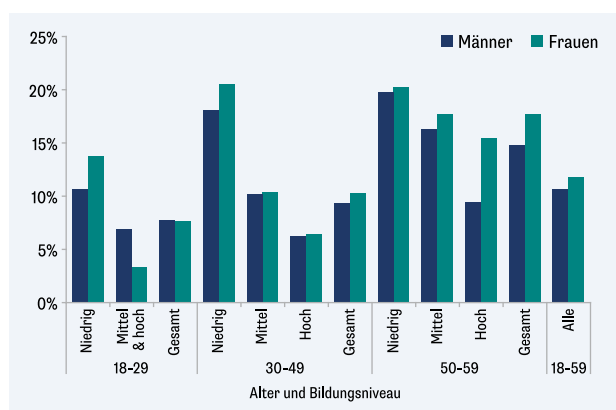


Abbildung 54.1: Prozentualer Anteil der Befragten mit schlechtem Gesundheitszustand, nach Alter, Geschlecht und Bildungsniveau (%)

im Alter 30–49: Befragte mit niedrigem Bildungsniveau schätzen ihren Gesundheitszustand fast als genauso schlecht ein wie die älteste Altersgruppe.

Familien und Umgang mit gesundheitlichen Problemen

Wie viele Familien sind von schweren gesundheitlichen Problemen betroffen? In unserer Erhebung hat etwa 11% der Befragten ein Haushaltsmitglied mit schweren gesundheitlichen Problemen. In etwas mehr als der Hälfte der Fälle handelt es sich dabei um eine Frau (53%), in etwa 10 % der Fälle um ein Kind unter 18 Jahren und in etwa 18 % der Fälle um ein Familienmitglied über 60 mit schweren gesundheitlichen Einschränkungen. Obwohl mehrere Familienmitglieder gesundheitlich stark beeinträchtigt sein können, gibt es meist nur eine Person mit Beeinträchtigungen. In fast der Hälfte der Fälle sind dies die Befragten selbst.

Abbildung 54.2 zeigt eine grobe Aufschlüsselung der behinderten Familienmitglieder nach Familientypen. Mehr als die Hälfte aller Menschen mit Behinderungen leben in Paarhaushalten, zwei Drittel davon mit Kindern und gegebenenfalls weiteren Familienmitgliedern. Etwa 28 % – in der Regel Erwachsene, die bei ihren Eltern oder anderen Haushaltsmitgliedern leben, die sie betreuen können – leben in Familien ohne Partner:in oder Kinder. Die größte Herausforderung stellen zweifellos die 10 % dar, die allein und damit ohne ständige Hilfe leben.

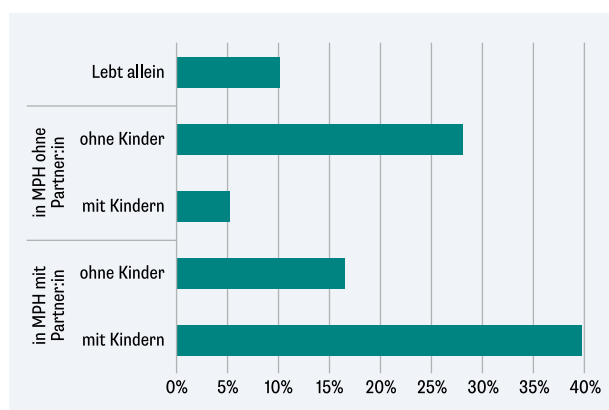


Abbildung 54.2: Familien der Befragten mit einem stark beeinträchtigten Familienmitglied, aufgeschlüsselt nach Familientyp (MPH: Mehrpersonenhaushalt, %)

55 Kinder und Lebenszufriedenheit

SABINE BUCHEBNER-FERSTL • ANDREAS BAIERL

Das Konzept der Lebenszufriedenheit beschreibt die subjektive Einschätzung der eigenen Lebenssituation in ihrer Gesamtheit. Im Rahmen des GGP wird diese anhand einer Skala von 0 für „überhaupt nicht zufrieden“ bis 10 für „vollkommen zufrieden“ erhoben.

Im Mittel schätzen Männer und Frauen ihre Zufriedenheit mit 7,7 bzw. 7,9 ähnlich ein. Eine hohe Lebenszufriedenheit (Werte ab 8) geben 65% der Männer und 67% der Frauen an.

Ältere Menschen und Personen mit Kindern sind zufriedener

Mit zunehmendem Alter steigt die Zufriedenheit bei beiden Geschlechtern kontinuierlich an: Bei den unter 30-Jährigen geben 61% der Frauen und 54% der Männer eine hohe Lebenszufriedenheit an, bei den 31- bis 50-Jährigen steigt der Anteil auf jeweils rund zwei Drittel und erreicht bei den über 50-Jährigen mit jeweils rund 73% seinen Höhepunkt.

Zudem sind Personen mit Kindern – unabhängig davon, ob es sich um eigene, Adoptiv- oder Stiefkinder handelt – zufriedener. Bei den Kinderlosen sind nur 56% der Männer und 59% der Frauen zufrieden. Bei Männern mit einem Kind steigt die Zufriedenheit auf 71% und bei Männern mit zwei Kindern auf 75%, bei Frauen auf 67% bzw. 74%. Bei drei und mehr Kindern fällt die Zufriedenheit wieder leicht auf jeweils rund 70% (Abb. 55.1).

Zufriedenheitswerte von Eltern und Kinderlosen nähern sich mit zunehmendem Alter an

Betrachtet man den Alterseffekt getrennt nach Geschlecht für Kinderlose und Personen mit Kindern (Abb. 55.2), so sind Kinderlose über alle Altersgruppen und beide Geschlechter hinweg weniger zufrieden als Gleichaltrige mit Kindern.

Während die Zufriedenheit bei kinderlosen Männern und Vätern in zwei Lebensphasen (bis Anfang 30 bzw. ab Mitte 40) deutlich steigt und sich die Werte am Ende zunehmend annähern, um vermutlich jenseits der 60 zu konvergieren, sind die anfänglichen Differenzen in der Zufriedenheit bei den Frauen deutlich ausgeprägter, konvergieren aber schneller.

Junge Frauen mit Kindern sind am zufriedensten. Bis Mitte 40 fallen ihre Zufriedenheitswerte unter das Niveau der Männer mit Kindern und steigen danach wieder an. Die Zufriedenheit der kinderlosen Frauen steigt bis zum Alter von 30 Jahren an, sinkt dann leicht ab und steigt ab dem Alter von 40 Jahren wieder an. Mit Ende 50 sind die Anteile der Zufriedenen bei Frauen und Männern ohne Kinder und bei Frauen mit Kindern sehr ähnlich.

Im GGP-Fragebogen wird auch die Zustimmung zu den Aussagen „Eine Frau / ein Mann braucht Kinder, um ein erfülltes Leben zu haben“ abgefragt (siehe Beitrag 21). Die fast naheliegende Annahme, dass Kinderlose, die dieser Aussage für das eigene Geschlecht zustimmen, eine geringere Lebenszufriedenheit aufweisen als Kinderlose, die dieser Aussage nicht zustimmen, konnte jedoch nicht bestätigt werden.

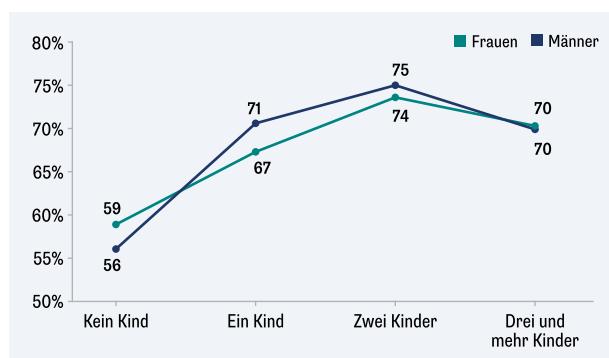


Abbildung 55.1: Anteil der Personen mit hoher Lebenszufriedenheit (>7) nach Kinderzahl und Geschlecht (%)

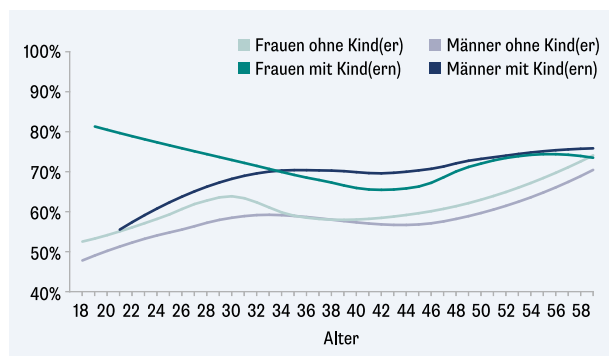


Abbildung 55.2: Anteil der Personen mit hoher Lebenszufriedenheit (>7) nach Alter und Geschlecht (%)

56 Psychisches Wohlbefinden: Depressionsrisiko

BERNHARD RIEDERER

Die familiäre Einbettung gilt als wesentlicher Faktor für das psychische Wohlbefinden des Menschen. Um dieses zu erfassen, wurde im GGP das Auftreten von fünf Symptomen einer Depression im Laufe der letzten Woche abgefragt: Schwermut, Niedergeschlagenheit, Gefühl des Scheiterns im Leben, Ängstlichkeit und Traurigkeit. Der Indikator basiert auf dem Anteil der Fragen, die mit „oft“ und „meistens oder die ganze Zeit“ beantwortet wurden. Insgesamt wählten etwa 84 % der Befragten keine dieser Optionen (geringes Risiko), weitere 6 % wählten sie in nicht mehr als 20 % ihrer Antworten, 4 % in nicht mehr als 40 % ihrer Antworten, 3 % in mehr als 40 % und nicht mehr als 75 % ihrer Antworten und 3 % sogar noch häufiger (hohes Risiko). Ein erhöhtes Depressionsrisiko wird angenommen, wenn mehr als 40 % der Fragen mit „oft“ oder „meistens oder die ganze Zeit“ beantwortet wurden.

Depressionsrisiko nach Familientyp

Ein erhöhtes Risiko haben vor allem Alleinlebende, Erwachsene in Mehrpersonenhaushalten ohne Kinder und Alleinerziehende (Abb. 56.1). Besonders gering ist das Risiko bei Paaren mit Kindern und Paaren ab 45 Jahren ohne Kinder. Zum einen kann soziale Einbettung und Sinnstiftung durch Partner:in und Kinder das

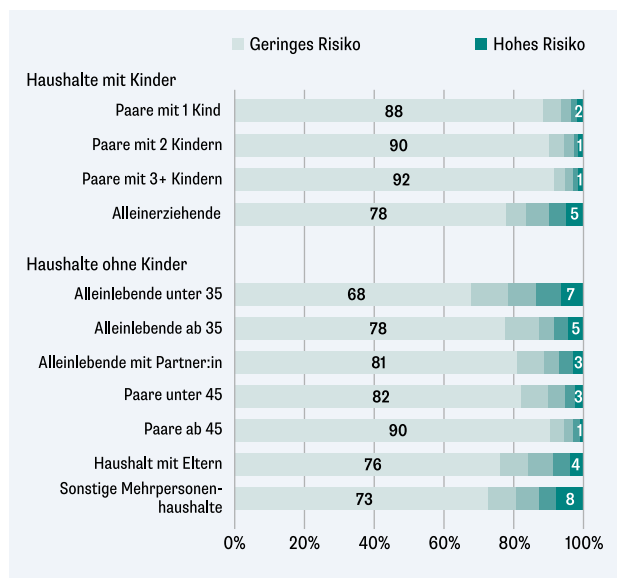


Abbildung 56.1: Depressionsrisiko nach Haushalts- bzw. Familienform (%)

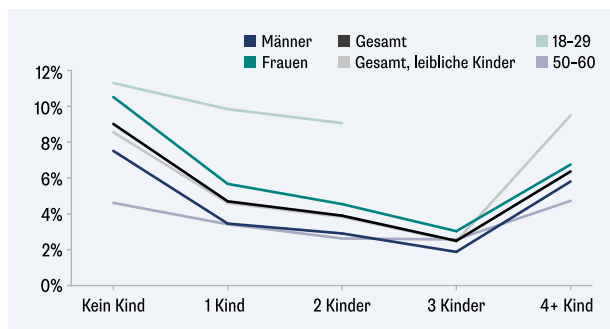


Abbildung 56.2: Anteil von Personen mit erhöhtem Depressionsrisiko nach Kinderzahl (%)

Depressionsrisiko vermindern, zum anderen kann ein erhöhtes Risiko die Wahrscheinlichkeit verringern, Partner:in und Kinder zu haben.

Elternschaft und Depressionsrisiko

Ein erhöhtes Depressionsrisiko zeigt sich bei Personen, die im Alter von unter 25 Jahren Eltern wurden (83% geringes Risiko, 4% hohes Risiko) und jenen, die ungeplant (78% bzw. 5%) oder früher als gewollt (80% bzw. 2%) schwanger wurden. Betrachtet man die Kinderzahl, so zeigt sich ein U-förmiger Zusammenhang (Abb. 56.2): Sowohl Kinderlose als auch Eltern mit vier und mehr Kindern weisen häufiger ein erhöhtes Risiko auf, vermutlich weil mit zunehmender Kinderzahl die Belastung steigt. Während bei der Betrachtung der Anzahl der Kinder inklusive Stief- und Adoptivkinder Personen mit vier und mehr Kindern immer noch einen geringeren Anteil an Personen mit erhöhtem Risiko aufweisen als Personen ohne Kinder, ist dies bei der Betrachtung der Anzahl der leiblichen Kinder nicht der Fall. Hier steigt das Depressionsrisiko bei vier und mehr Kindern deutlich an.

Unterschiede zeigen sich auch nach Geschlecht: Kinderlose Frauen weisen einen deutlich höheren Anteil an Personen mit erhöhtem Depressionsrisiko auf als kinderlose Männer. Je höher die Anzahl der Kinder, desto stärker konvergieren die Kurven der Frauen und Männer. Trotz der altersabhängigen Unterschiede im Depressionsrisiko zeigt sich der U-förmige Zusammenhang zudem in allen Altersgruppen (jüngere Personen haben nur selten bereits mehr als zwei Kinder).

57 Stress im Lebensverlauf: Manifestationen in verschiedenen Lebensbereichen

LUKAS GUTMORGETH • EVA BEAUJOUAN

Stress ist zu einem weit verbreiteten Phänomen in einer Gesellschaft geworden, die mit einer Pandemie konfrontiert und von ständiger Verfügbarkeit und permanentem Leistungsdruck geprägt ist. Stress hat Auswirkungen auf die Gesundheit, das Wohlbefinden, Schwangerschaftsergebnisse wie z. B. das Geburtsgewicht und andere Lebenserfahrungen. Je nach Alter und Lebensbereich sind die Menschen verschiedenen Arten von Druck und Belastungen ausgesetzt und erleben Stress in unterschiedlichem Ausmaß, das im vorliegenden Artikel untersucht wird.

Hohe Stressbelastung im Allgemeinen und am Arbeitsplatz

Abbildung 57.1 zeigt den Anteil der Personen, die in den letzten drei Monaten in sieben Lebensbereichen keinen, etwas und viel Stress hatten. In den meisten Lebensbereichen gaben mehr als 40% der Befragten an, keinen Stress zu haben. Auffallend hoch ist jedoch der Anteil der Befragten, die über hohen Stress am Arbeitsplatz berichten (40%). Hier gab nur etwas mehr als ein Zehntel an, überhaupt keinen Stress zu haben. Das hohe allgemeine Stressniveau (29%), das sich aus der individuellen Bewertung des in den letzten drei Monaten erlebten Gesamtstress ergibt, kann auf Stress am Arbeitsplatz oder auf die kumulative Wirkung von Stress in verschiedenen Lebensbereichen zurückgeführt werden. Darüber hinaus gibt es auch geschlechtsspezifische Unterschiede (hier nicht dargestellt), wobei Frauen in allen Bereichen mit Ausnahme der Arbeit häufiger über Stress berichten als Männer.

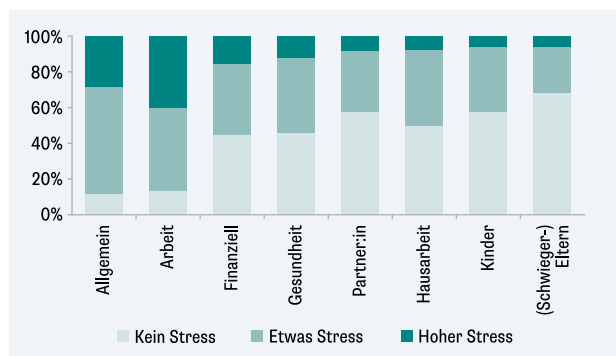


Abbildung 57.1: Selbstberichteter Stress in verschiedenen Lebensbereichen (%)

Stress durch Finanzen, Haushalt und Kinder in der „Rushhour des Lebens“ besonders häufig

Im Alter von 18 bis 60 Jahren ist der Stress im Allgemeinen und am Arbeitsplatz relativ konstant (hier nicht dargestellt), während er in anderen Bereichen je nach Alter variiert. Abbildung 57.2 zeigt den Anteil der Personen nach Altersgruppen, die angeben, in drei verschiedenen Lebensbereichen entweder etwas oder sehr gestresst zu sein. Im jungen Erwachsenenalter ist die Stressbelastung durch Hausarbeit und die Beziehung zu den Kindern geringer.

Die Intensität des Stresses erhöht sich im jungen Erwachsenenalter drastisch. In den Altersgruppen der über 25-Jährigen und unter 50-Jährigen geben mehr als 50% an, durch Hausarbeit zumindest etwas gestresst zu sein. Darüber hinaus nimmt ab einem Alter von 25 Jahren der Stress mit Kindern stark zu, und 57% aller 40- bis 44-Jährigen geben an, zumindest etwas unter Stress zu stehen. Dagegen ist der finanzielle Stress bereits im jungen Erwachsenenalter hoch und nimmt erst ab der Altersgruppe der 40- bis 44-Jährigen ab. Das kann auf bessere finanzielle Bedingungen in diesem Lebensabschnitt, aber auch auf einen Generationsunterschied zurückzuführen sein. In allen drei Lebensbereichen, die in Abbildung 57.2 dargestellt sind, steigt das Stressniveau ab Mitte 20 – einer Zeit, die oft als „Rushhour des Lebens“ bezeichnet wird – deutlich an und nimmt erst ab dem Alter von 45 Jahren wieder ab.

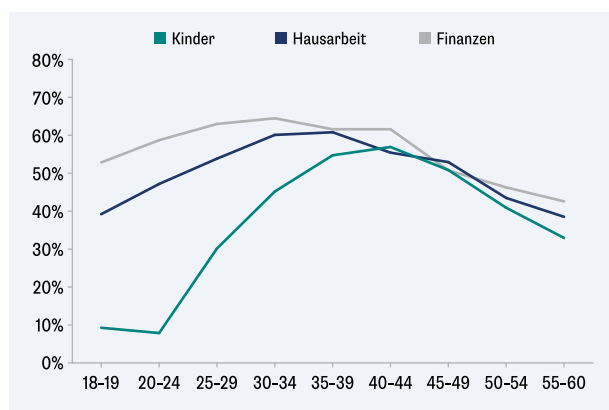


Abbildung 57.2: Anteil der Personen, die über etwas Stress oder hohen Stress berichten, nach Altersgruppe (%)

58 Gesundheitsbezogener Stress, Familie und Pflegeverpflichtungen

CHRISTOPHER ETTER • CLAUDIA HERBST • BEAT FUX

Insbesondere Pflēgetätigkeiten erhöhen bei Angehörigen häufig die Stressbelastung. Der vorliegende Beitrag untersucht Personen mit gesundheitlich eingeschränkten Familienmitgliedern hinsichtlich ihres gesundheitsbezogenen Stressniveaus.

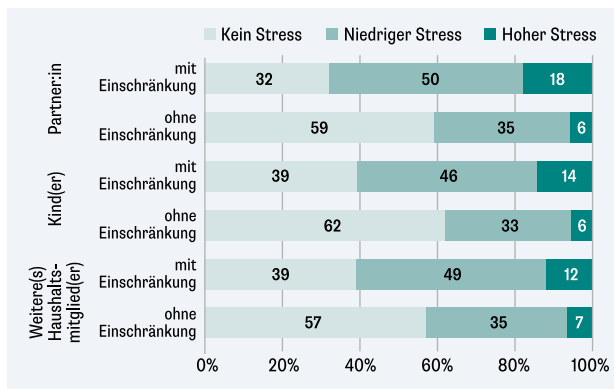


Abbildung 58.1: Gesundheitsbezogenes Stressempfinden nach gesundheitlichem Einschränkungsgrad der Familienmitglieder (%)

Gesundheitlich eingeschränkte Familienmitglieder bedeuten mehr Stress für die Angehörigen

Es zeigt sich, dass das gesundheitsbezogene Stressniveau bei Befragten mit gesundheitlich eingeschränkten Familienmitgliedern durchweg höher ist (Abb. 58.1). Den meisten Stress haben Personen, deren Partner:innen mit einer Einschränkung konfrontiert sind. Hier gibt die Hälfte niedrigen und fast ein Fünftel hohen gesundheitsbezogenen Stress an. Von den Personen, in deren Haushalt mindestens ein Kind mit gesundheitlichen Beeinträchtigungen lebt, berichtet knapp die Hälfte über geringen und jede siebte Person über starken Stress. Gibt es andere Haushaltsmitglieder mit gesundheitlichen Problemen, zeigt sich ein ähnliches Belastungsniveau, wobei starker Stress hier etwas weniger ausgeprägt ist.

Soziale Unterstützung trägt zur Verringerung des Stressempfindens bei, Frauen bleiben jedoch stärker belastet

Gerade das persönliche Umfeld bietet Potenzial zur Reduktion der Belastung, vor allem wenn Hilfe ange-

boten wird. Die tatsächliche Unterstützung durch das soziale Umfeld wurde daher ebenfalls erfasst (Abb. 58.2).

Wie erwartet, fühlen sich Personen mit Pflegeverpflichtungen insgesamt stärker belastet. Der Anteil der stressbezogenen Belastung sinkt jedoch mit zunehmender sozialer Unterstützung. Befragte, die glauben, sich nicht auf ihr Umfeld verlassen zu können, fühlen sich stärker gestresst: Mehr als ein Drittel der Männer und Frauen mit Pflegeverpflichtungen gibt an, sich in dieser Situation stark belastet zu fühlen, außerdem sieht sich fast jede zweite Frau mit niedrigem Stress konfrontiert, während bei den Männern ungefähr die Hälfte angibt, trotz Pflegeaufgaben keinen Stress zu haben. Von den Befragten, die sich unterstützt fühlen, berichtet jeder zehnte Mann und jede fünfte Frau mit Pflegeverpflichtung von hohem Stress. Dieser Unterschied lässt vermuten, dass Frauen, die eine Pflēgetätigkeit ausüben, trotz des Gefühls, soziale Unterstützung zu erhalten, weniger entlastet werden. Männer hingegen scheinen mehr zu profitieren, ihr Stressniveau ist niedriger.

Insgesamt führen Pflegeverpflichtungen zu einer erhöhten Belastung der pflegenden Angehörigen – insbesondere dann, wenn der Partner bzw. die Partnerin gesundheitlich eingeschränkt ist. Soziale Unterstützung durch das Umfeld entlastet vor allem Männer, während Frauen stärker belastet bleiben.

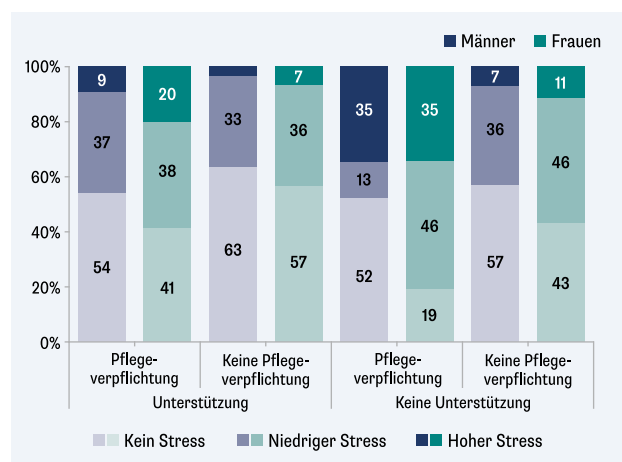


Abbildung 58.2: Gesundheitsbezogenes Stressempfinden nach Pflēgetätigkeit, Geschlecht und Grad der sozialen Unterstützung (%)

59 Die Prävalenz von gesundheitsbezogenem Stress in sozialen Gruppen

CHRISTOPHER ETTER • BEAT FUX

Stress muss als wichtiger Einflussfaktor für das Wohlbefinden gesehen werden. Zudem unterscheiden sich verschiedene Bevölkerungsgruppen bezüglich ihrer Stressexposition. Um Stressbelastungen abbilden zu können, enthält die aktuelle Welle des österreichischen GGP daher Fragen zu unterschiedlichen Quellen des Stressempfindens (siehe Beitrag 57). Dieser Beitrag behandelt nur jene Stressbelastung, die aus der eigenen gesundheitlichen Situation oder jener eines Familienmitgliedes resultiert.

Erhöhter gesundheitsbezogener Stress bei Frauen und Personen ab 50

Wie die Ergebnisse zeigen, empfindet mehr als die Hälfte der Befragten leichten oder hohen Stress bezüglich der eigenen Gesundheit oder jener von Angehörigen (Abb. 59.1). Frauen sind im Vergleich zu Männern vermehrt betroffen, vor allem wenn es um hohe Stressbelastungen geht. Während knapp die Hälfte der Männer angibt, keinen gesundheitsbezogenen Stress zu empfinden, trifft dies nur bei 43% der Frauen zu. Im Hinblick auf die ersten drei Altersgruppierungen kann ein gleichmäßiges Stressempfinden festgestellt werden, das bei Personen im Alter von 50-59 zunimmt.

Höchstes Stressniveau bei arbeitslosen, pensionierten und arbeitsunfähigen Personen

Während die Unterschiede zwischen den Bildungsgruppen vernachlässigbar bleiben, lässt sich ein stärkeres

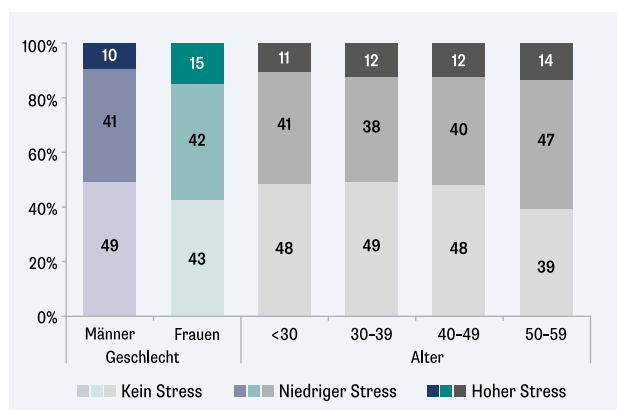


Abbildung 59.1: Gesundheitsbezogenes Stressempfinden nach Geschlecht und Alter (%)

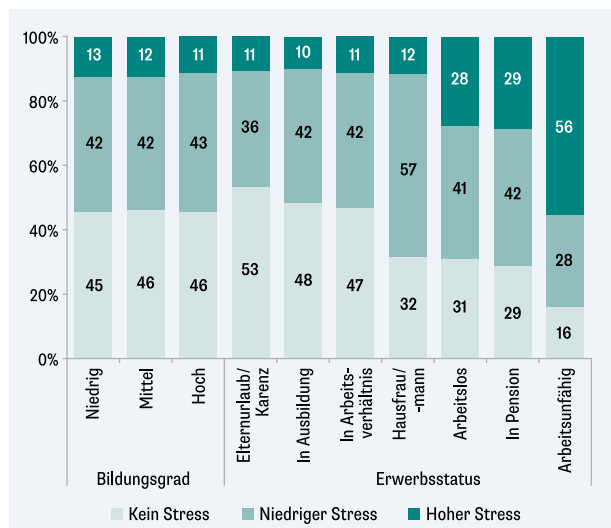


Abbildung 59.2: Gesundheitsbezogenes Stressempfinden nach Bildung und Erwerbsstatus (%)

Gefälle erkennen, wenn die Befragten nach ihrem Erwerbsstatus verglichen werden (Abb. 59.2). Hier zeigt sich, dass arbeitslose und pensionierte Personen vermehrt hohe Stressbelastungen angeben. Bei den Arbeitslosen könnte dies auf fehlende Ressourcen oder länger bestehende gesundheitliche Einschränkungen zurückzuführen sein, während Pensionist:innen wohl häufiger mit einer Verschlechterung der eigenen Gesundheit und der ihrer Partner:innen konfrontiert sind. Hausfrauen und -männer geben zudem ein höheres Maß an leichtem gesundheitsbezogenem Stress an, was eventuell durch einen stärkeren Fokus auf Care-Arbeit erklärt werden kann. Die höchste Stressbelastung findet sich naheliegenderweise bei Personen, die aus gesundheitlichen Gründen arbeitsunfähig sind. Die geringste Belastung weisen hingegen Personen in Ausbildung und aktiven Arbeitsverhältnissen sowie Personen in Elternurlaub / Karenz auf.

Insgesamt kann festgehalten werden, dass gesundheitsbezogener Stress je nach sozialer Gruppe variiert, wobei vor allem benachteiligte und vulnerable Personen durch eine erhöhte Anfälligkeit gekennzeichnet sind.

60 Glücksgefühl und soziale Netzwerke nach Geburtsland

SONJA DÖRFLER-BOLT • LORENZ WURM

Wohlbefinden lässt sich anhand verschiedener Faktoren messen. In diesem Beitrag wird das Glücksempfinden (gemessen auf einer zehnstufigen Skala) von Personen aus verschiedenen Herkunftsländern dargestellt und die subjektive Einschätzung ihrer sozialen Netzwerke analysiert.

Bosnier:innen sind am glücklichsten

Betrachtet man das Glücksempfinden der österreichischen Bevölkerung nach dem Geburtsland, so zeigen sich durchaus Unterschiede, wobei in allen Gruppen ein hohes Glücksgefühl (Werte 6 oder höher) vorherrscht. Bei weitem am glücklichsten schätzen sich Personen aus Bosnien und Herzegowina ein. 50 % fühlen sich sehr glücklich (Wert 9–10) und weitere 44 % fühlen sich glücklich (Wert 6–8). Im Vergleich dazu fühlen sich nur 39 % der Personen mit Geburtsland Österreich sehr glücklich, knapp gefolgt von den in Deutschland Geborenen (38 %). Von den Personen, die in anderen europäischen Staaten geboren wurden, fühlen sich 36 % sehr glücklich. Personen aus außereuropäischen Drittstaaten weisen deutlich schlechtere Werte auf: Nur 32 % geben an, sehr glücklich zu sein (Abb. 60.1). Menschen, die nicht in Österreich geboren wurden, mussten häufig eine persönliche Geschichte von Flucht und / oder Vertreibung bewältigen und oft ihre sozialen Netzwerke im Herkunftsland zurücklassen, was sich negativ auf das Glücksempfinden auswirken könnte.

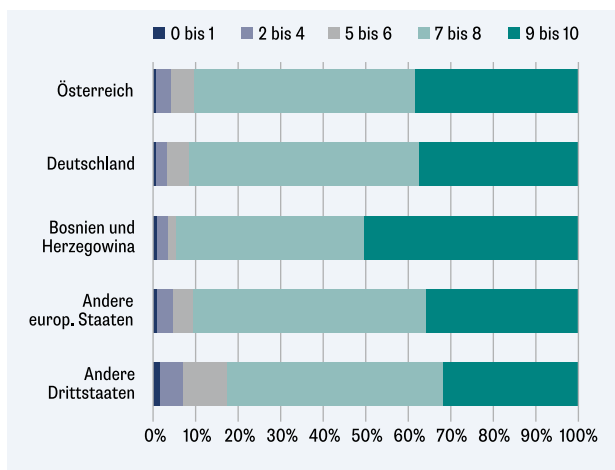


Abbildung 60.1: „Wie glücklich sind Sie?“ auf einer Skala von 0 bis 10 nach Geburtsland (%)

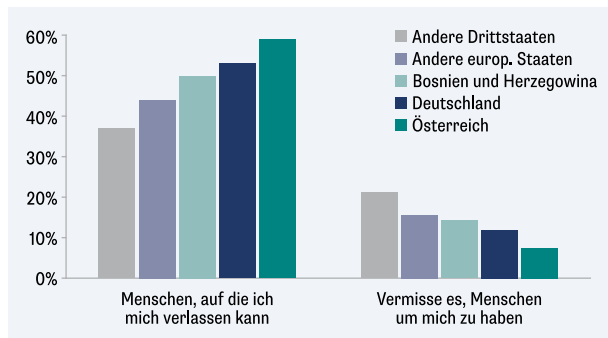


Abbildung 60.2: Subjektive Einschätzung der eigenen sozialen Netzwerke nach Geburtsland (Personen, die mit „Ja“ antworten, %)

In Österreich Geborene sind am besten in soziale Netzwerke eingebunden

Subjektive Einschätzungen der eigenen sozialen Netzwerke werden im GGP unter anderem anhand von Bewertungen der Aussagen „Es gibt viele Menschen, auf die ich mich absolut verlassen kann“ und „Ich vermisse es, Menschen um mich zu haben“ erhoben. Analysiert man diese Einschätzungen nach Geburtsland, zeigen sich wiederum deutliche Unterschiede. Wenig überraschend haben in Österreich geborene Personen am häufigsten gute soziale Netzwerke: Sie vermissen es am seltensten, Menschen um sich zu haben (8 %) und haben am häufigsten ein gutes soziales Unterstützungsnetzwerk (59 %). An zweiter Stelle stehen jeweils in Deutschland Geborene, gefolgt von Personen aus Bosnien und Herzegowina und anderen europäischen Ländern. Wiederum an letzter Stelle stehen auch hier Personen aus außereuropäischen Drittstaaten, von denen nur 37 % angeben, sich auf viele Menschen verlassen zu können und die es am häufigsten vermischen, Menschen um sich zu haben (21 %).

Bei Personen, die in einem außereuropäischen Drittstaat geboren wurden, geht ein geringes Glücksempfinden mit vergleichsweise schwachen sozialen Netzwerken einher. Personen, die in Bosnien und Herzegowina geboren wurden, weisen die höchsten Glückswerte auf, obwohl sie ihre sozialen Netzwerke im Vergleich nur als mittelmäßig einschätzen. Offensichtlich spielen weitere, hier nicht untersuchte Faktoren eine wichtige Rolle für das Glücksempfinden.

61 Reduzieren Kinder die Onlinezeiten Erwachsener?

NORBERT NEUWIRTH • EVA-MARIA SCHMIDT

Elektronische Medien zu nutzen bedeutet heute zumeist auch, online zu sein. Die durchschnittliche Anzahl der Stunden pro Tag, die die Befragten angeben, privat und beruflich online zu sein, zeigt zum einen geschlechtsspezifische Unterschiede über alle Altersgruppen hinweg, zum anderen eine deutliche Abnahme mit zunehmendem Alter (Abb. 61.1). In der Gruppe der Kinderlosen nutzen Männer Onlinemedien durchschnittlich 0,3 Stunden länger als Frauen. In der Gruppe der Eltern sind Männer täglich sogar durchschnittlich 0,5 Stunden länger online. Insgesamt haben Kinder einen deutlich dämpfenden Einfluss auf die Zeit, die Befragte online verbringen, vor allem, wenn diese Mütter sind.

Geringere Onlinezeiten mit zunehmendem Alter

Bei den Kinderlosen halbieren sich die Onlinezeiten über die Altersgruppen hinweg und der Rückgang verläuft geradliniger als bei den Eltern. Die kleine Gruppe der Väter unter 25 Jahren weist noch ähnlich hohe Werte wie die kinderlosen Männer auf. Ab Mitte 20 ist der reduzierende Einfluss der Kinder jedoch deutlich erkennbar und statistisch besser abgesichert. Für Mütter zeigt sich: Sie sind deutlich seltener online – sowohl im Vergleich zu kinderlosen Frauen als auch zu gleichaltrigen Vätern.

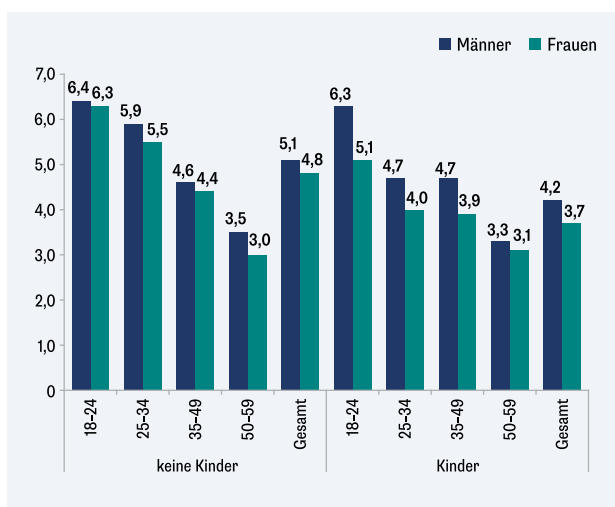


Abbildung 61.1: Onlinezeiten Erwachsener nach Altersgruppen und Elternschaft (Stunden pro Tag)

Unterschiede nach Bildung

Weitere Unterschiede zeigen sich nach der Elternschaft und dem höchsten erreichten Bildungsabschluss (Abb. 61.2): Insgesamt steigt das Ausmaß der Onlinenutzung mit zunehmender Bildung, wobei unter den Befragten mit Kindern selbst hoch gebildete Frauen im Durchschnitt nicht die Onlinezeiten kinderloser Männer erreichen. Wenn Frauen und Männer ohne Kinder hoch gebildet sind, ähnelt sich ihr Onlineverhalten am ehesten. Umgekehrt verhält sich dies bei Personen mit Kindern: Männer und Frauen mit niedriger oder mittlerer Bildung und Kindern weisen nur geringe geschlechtsspezifische Unterschiede im Onlineverhalten auf. Auch die Stunden, die die Eltern online verbringen, variieren in den einzelnen Bildungsgruppen weniger stark als bei Kinderlosen, d. h. ihr Onlineverhalten ist homogener.

Der eindeutig positive Zusammenhang zwischen Onlinezeiten und Bildung ist auch darauf zurückzuführen, dass private und berufliche Onlinezeiten zusammen erhoben wurden. Gerade in Zeiten zunehmender Homeoffice-Regelungen und steigender Verfügbarkeit bzw. Erreichbarkeit durch elektronische Medien wird diese Unterscheidung jedoch immer durchlässiger. Dagegen ist der dämpfende Effekt des Vorhandenseins von Kindern in allen Alters- und Bildungsgruppen deutlich erkennbar.

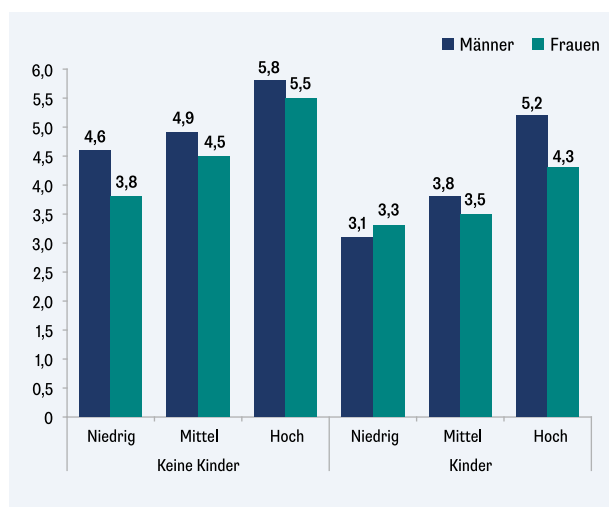


Abbildung 61.2: Onlinezeiten Erwachsener nach Bildung und Elternschaft (Stunden pro Tag)



Krise und Auswirkungen

62 Auswirkungen multipler Krisen

SONJA DÖRFLER-BOLT • NORBERT NEUWIRTH • GEORG WERNHART

In den letzten Jahren ist die Bevölkerung vieler Länder weltweit mit mehreren einschneidenden Krisen konfrontiert worden. Die Coronapandemie, der Krieg in der Ukraine und die damit einhergehende Teuerung belasten auch in Österreich viele Menschen.

Das Ausmaß dieser Belastungen lässt sich anhand einheitlicher Indikatoren auf einer Skala von 0 bis 10 gut erfassen. Es zeigt sich dabei, dass sich die österreichische Bevölkerung im Erhebungszeitraum am stärksten von der Teuerungswelle betroffen fühlt. Aber auch die Auswirkungen der Coronapandemie sowie des Krieges in der Ukraine werden deutlich wahrgenommen.

Aufgrund der Einkommensunterschiede sowie der häufigeren Zuständigkeit für den täglichen Einkauf nehmen Frauen Preissteigerungen stärker wahr. Noch deutlicher sind die Unterschiede nach Bildungsniveau (Abb. 62.1).

Auch von den Auswirkungen der Coronapandemie und des Krieges in der Ukraine fühlen sich Frauen etwas stärker betroffen. Hier lassen sich ähnlich verlaufende Differenziale nach Bildungsabschluss erkennen. Dies erstaunt auf den ersten Blick, sind doch grundsätzlich alle Österreicher:innen mit der Coronapandemie und dem Krieg in der Ukraine gleichermaßen konfrontiert. Die Unterschiede lassen sich jedoch teilweise durch die Erwerbsverläufe in den letzten zwölf Monaten erklären.

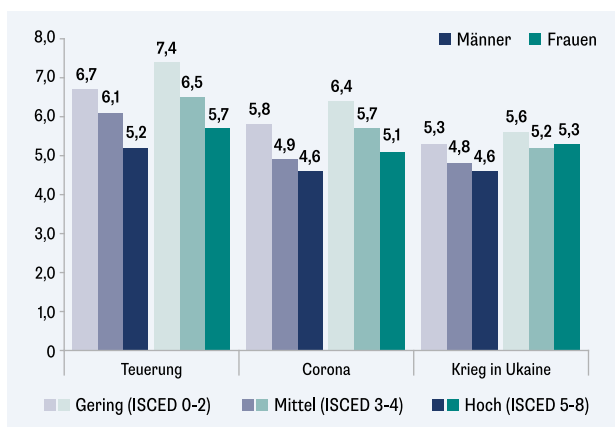


Abbildung 62.1: Durchschnittliche Belastung durch verschiedene Krisen, nach Geschlecht und Bildungsabschluss

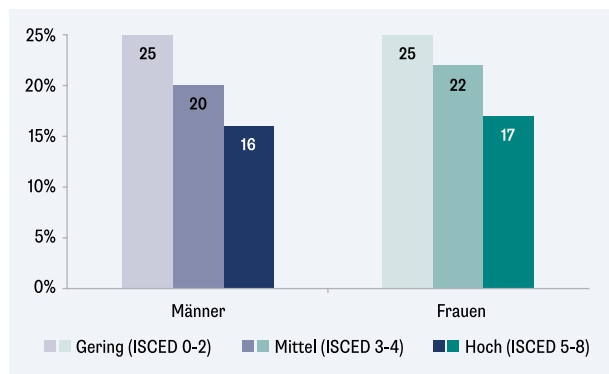


Abbildung 62.2: Negative Auswirkungen der Krisen auf die Erwerbstätigkeit, nach Geschlecht und Bildungsabschluss (%)

Im Rahmen des GGP wurde nämlich auch erhoben, inwieweit sich die aktuellen Krisen im letzten Jahr auf die Erwerbstätigkeit ausgewirkt haben. Neben der Ausweitung des Arbeitens im Homeoffice wurde auch nach möglichen negativen Auswirkungen gefragt. Betrachtet man die potenziellen erwerbsbezogenen Effekte wie Verlust des Arbeitsplatzes, Kurzarbeit, Notwendigkeit der Aufnahme einer zusätzlichen Erwerbstätigkeit sowie erhöhte Arbeitsbelastung, so zeigt sich, dass diese Folgen umso häufiger auftreten, je geringer der erreichte Bildungsabschluss ist. Jeweils ein Viertel der Männer und Frauen mit Pflichtschulabschluss gibt negative Auswirkungen auf die Erwerbstätigkeit an. Zwischen den Geschlechtern gibt es bei mittleren und hohen Bildungsabschlüssen lediglich geringe Unterschiede; Frauen sind hier etwas häufiger betroffen als Männer.

Je höher das Bildungsniveau der Erwerbstätigen, desto häufiger ist eine krisenbedingte Ausweitung der Arbeit im Homeoffice festzustellen. Inwieweit dies als positiver oder negativer Effekt zu werten ist, hängt von den individuellen Rahmenbedingungen ab.

Insgesamt sind Frauen und insbesondere Personen mit niedrigeren Bildungsabschlüssen stärker von den negativen Auswirkungen der aktuellen Krisen betroffen.

63 Wie gehen Familien mit der Teuerung um?

NORBERT NEUWIRTH

Mit Ausbruch des Ukraine-Kriegs zogen die Energiepreise deutlich an. Auf die höheren Energiepreise folgten laufend Teuerungswellen bei den Einzelhandelsgütern, im Wohnungssektor wurden die indexierten Mieten und Betriebskosten im Laufe des Jahres mehrfach erhöht, schließlich stiegen auch die Preise für Dienstleistungen. Die oft nur teilweise kompensierenden Lohnerhöhungen ab Herbst 2022 haben die Teuerung weiter verstärkt. Im Endeffekt müssen die Familien mit diesen Teuerungen zurande kommen.

Unterschiedliche Wahrnehmung der Teuerung je nach Familientyp

Die einzelnen Familientypen scheinen recht unterschiedlich von der Teuerung von Gütern und Dienstleistungen des täglichen Bedarfs betroffen zu sein: Differenziert man die befragten Personen nach der Rolle, die sie in ihrer Familie einnehmen, wird ersichtlich, dass vor allem Alleinerziehende (86%) die Teuerung stark wahrnehmen. Am geringsten, jedoch noch immer mehrheitlich stark (73%) wird die Teuerung von zumeist jungen Personen wahrgenommen, die noch im Elternhaus leben. Dies kann damit zusammenhängen, dass diese Haushalte mit älteren Hauptverdienenden einerseits über höhere Haushaltseinkommen und auch Ersparnisse verfügen, andererseits die Eigenheimquote dieser Haushalte höher liegt. Es ist erkennbar, dass Eltern die jüngsten Teuerungen offenbar stärker wahrnehmen als kinderlose Personen (Abb. 63.1).

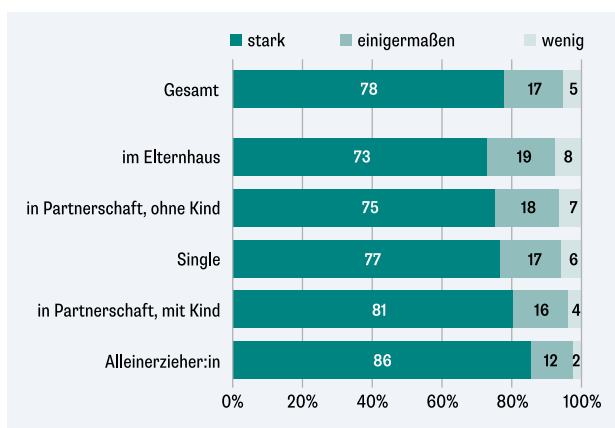


Abbildung 63.1: Ausmaß der verspürten Teuerung täglicher Güter, nach Familientyp (%)

Rückgang und Verschiebung von Großanschaffungen

Die betreffenden Haushalte bzw. die in ihnen lebenden Personen gehen unterschiedlich mit den Teuerungswellen um. Vor allem längerfristig geplante Großanschaffungen wie der Kauf eines Autos, der längerfristig angelegte Umbau des Eigenheims oder der Kauf teurer Unterhaltungselektronik werden fast zur Hälfte revidiert, verschoben oder durch eine billigere Variante ersetzt. 45% dieser Großanschaffungen wurden jedoch wie geplant durchgeführt, einige (8%) sogar vorgezogen. Dies kann durchaus auch mit erwarteten krisenbedingten Lieferengpässen zusammenhängen.

Bezüglich größerer Anschaffungen nach Familientyp zeigt sich ein ähnliches Bild wie bei der verspürten Teuerung von Gütern des täglichen Bedarfs. Auch hier reagieren Alleinerziehende am deutlichsten. Die längerfristig geplante Anschaffung haben 28% revidiert, weitere 29% haben sie aufgeschoben. Lediglich 23% der Alleinerziehenden konnten die wichtigste, längerfristig geplante, größere Anschaffung wie vorhergesehen tätigen, während in Partnerschaft lebende oder noch im Elternhaus wohnende Personen diese zu einem gut doppelt so hohen Anteil plangemäß umsetzen konnten (Abb. 63.2).

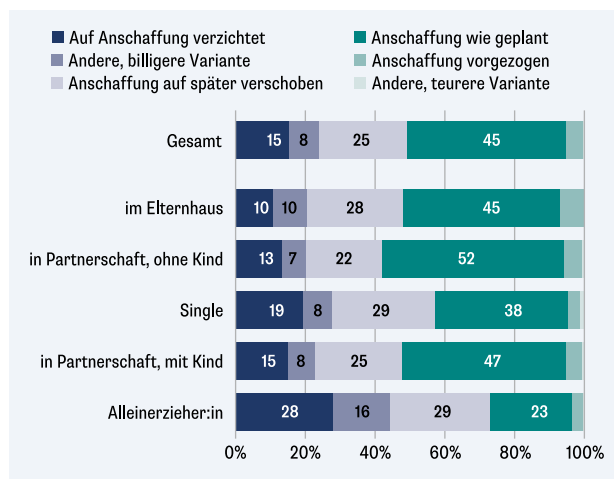


Abbildung 63.2: Wie Familien mit geplanten Großanschaffungen umgehen (%)

64 Krisenauswirkungen – was erwarten Familien?

NORBERT NEUWIRTH

Wie prägen die multiplen Krisen der letzten Jahre – die Coronapandemie mit all ihren Entwicklungen und den damit zusammenhängenden Maßnahmen, der Ukraine-Krieg und die dadurch zumindest indirekt verursachten Teuerungsschübe sowie Realeinkommensverluste – die Erwartungen für die nahe Zukunft? Unterscheiden sich die Zukunftserwartungen der Eltern von denen der Kinderlosen? Im Sondermodul des österreichischen GGP wurden Erwartungshaltungen hinsichtlich der weiteren Entwicklungen gezielt abgefragt.

Erwartete Entwicklung in den nächsten drei Jahren: Eltern weniger optimistisch

Zunächst stellt sich die allgemeine Frage, ob Eltern hinsichtlich der erwarteten Entwicklung ihres verfügbaren Haushaltseinkommens optimistischer sind als andere Personen. Dies kann klar negiert werden: Während Eltern einigermaßen symmetrisch verteilte Zukunftserwartungen hinsichtlich ihrer Einkommensentwicklung aufweisen, scheinen Kinderlose optimistischer zu sein (Abb. 64.1).

Die konkrete Nachfrage, in welchen Bereichen Verschlechterungen bzw. Verbesserungen erwartet werden, ergibt ein klareres Bild. Eltern weisen zwar grosso modo ähnliche Anteile an Personen aus, die pessimistische Erwartungen hegen, der Anteil derer, die über die nächsten drei Jahre Verbesserungen erwarten, fällt bei den Kinderlosen aber jeweils gut doppelt so hoch aus: Die eigenen Weiterbildungsmöglichkeiten („Bildungschancen“) sehen 24 % der Kinderlosen, aber

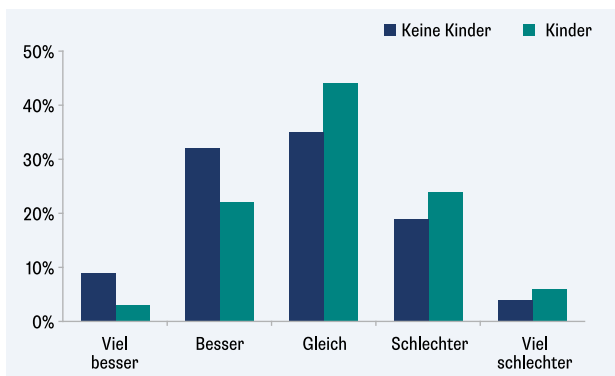


Abbildung 64.1: Erwartete Entwicklung des Haushaltseinkommens über die nächsten drei Jahre (%)

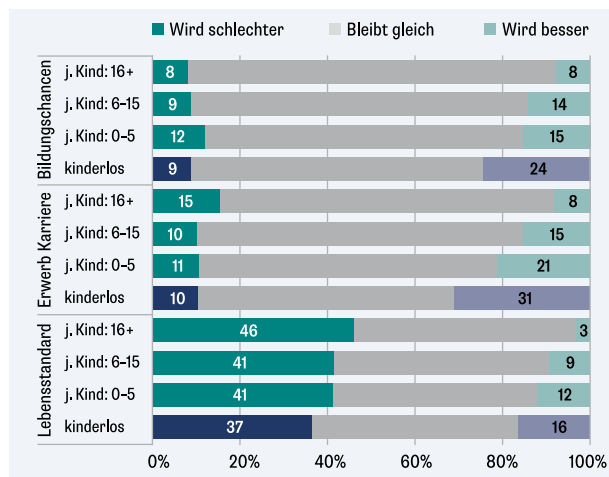


Abbildung 64.2: Erwartete krisenbedingte Veränderungen (%)

nur 12 % aller Eltern in naher Zukunft verbessert, Erwartungen zu Karriereemöglichkeiten differieren mit 31 % zu 14 %. Auch eine Verbesserung des eigenen Lebensstandards erwarten 16 % der kinderlosen Befragten, während Eltern nur zu durchschnittlich 8 % von einer Steigerung ausgehen. Es ist auch ein leichter Überhang an negativen Entwicklungserwartungen seitens der Eltern zu verzeichnen. Hier dürften sich die weniger optimistischen Erwartungen der Eltern hinsichtlich ihrer Karriereverläufe und Einkommensentwicklung mit Erwartungen hinsichtlich der nicht nur inflations- sondern auch altersbedingt steigenden Ausgaben für Kinder akkumulieren.

Unterteilt man die Gruppe der Eltern weiter nach Familienphasen, z. B. nach der Altersklasse des jüngsten Kindes, zeigt sich, dass vor allem die Karriereaussichten sowie die Erwartungen hinsichtlich der Lebensstandardentwicklung mit der Familienphase abnehmen. Die Eltern von älteren Kindern (16+) sind selbst zumeist schon in fortgeschrittenem Alter und haben ihren Bildungs- und Karriereweg zum Gutteil bereits hinter sich, sehen sich aber gerade in dieser Familienphase mit deutlich gesteigerten Kosten konfrontiert. Verschlechterungen in der Karriere, wie sie von 15 % der Eltern älterer Kinder befürchtet werden, wirken sich dann umso negativer auf den erwarteten Lebensstandard aus (Abb. 64.2).

65 Das Auskommen mit dem Einkommen

NORBERT NEUWIRTH

Die Einkommens- und Vermögenssituation der Familien in Österreich ist recht breit gefächert. Die einen verdienen zwar recht gut, haben aber gleichzeitig relativ hohe Ausgaben zu tragen, die anderen verdienen weniger, haben aber oft aufgrund von Vermögenskomponenten, wie z. B. einem bereits abbezahlten Eigenheim, auch geringere monatliche Ausgaben. Empirische Erhebungen, die die Einkommenssituation erfassen, ergänzen daher die Fragen nach den Einkommenskomponenten häufig um die Frage, wie gut die Befragten mit ihrem Einkommen auskommen. Diese Ankerfrage wurde auch im GGP gestellt.

Generell ist festzuhalten, dass es in Österreich zwar durchaus unterschiedliche Bruttoeinkommen gibt, die verfügbaren Einkommen aber aufgrund von Steuerprogression und Transferzahlungen deutlich enger beieinander liegen. Die Frage nach dem Auskommen mit dem verfügbaren Einkommen lässt daher die Vermutung zu, dass bloß ein kleiner Teil der Bevölkerung seine täglichen Ausgaben nur schwer oder gar nicht mehr decken kann. Dennoch muss in der aktuellen Krisenzeit festgestellt werden, dass insgesamt 17% der Befragten angeben, mit ihrem Einkommen nur schwer oder gar nicht auszukommen. Andererseits geben 37% an, mit ihrem Einkommen so gut auszukommen, dass in der Regel Geld übrig bleibt.

Bei Eltern verbessert sich die Situation mit dem Alter

Betrachtet man die entsprechenden Anteile in Abhängigkeit von der Anzahl der eigenen Kinder und den

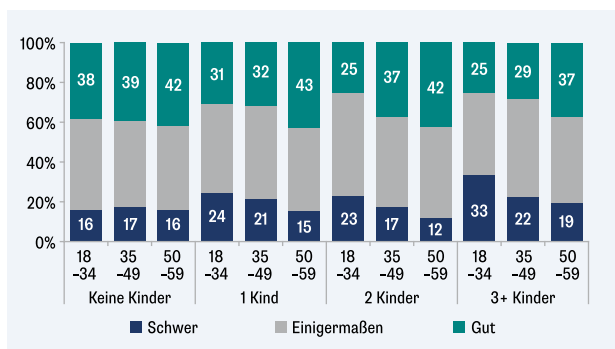


Abbildung 65.1: Auskommen mit dem Einkommen nach Kinderzahl und Altersgruppen (%)

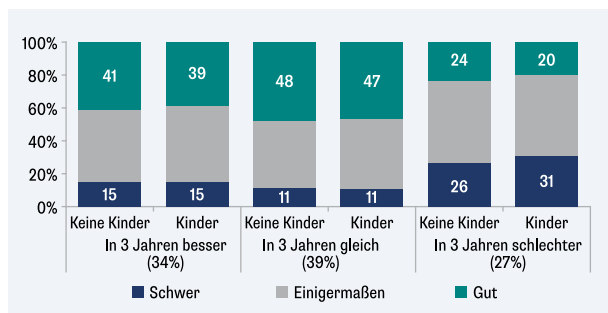


Abbildung 65.2: Auskommen derzeit und erwartete Einkommensentwicklung in den nächsten drei Jahren (%)

Alterskohorten der Befragten, so wird zunächst deutlich, dass sich bei den Kinderlosen mit zunehmendem Alter kaum Veränderungen ergeben. Der Anteil derer, die ihre Ausgaben nur schwer decken können, liegt im österreichischen Durchschnitt, der Anteil derer, die deutlich besser gestellt sind, liegt knapp darüber. Ganz anders stellt sich die Situation dar, wenn eigene Kinder vorhanden sind: Der Anteil derer, die schlecht mit ihrem Einkommen auskommen, ist in jungen Jahren deutlich höher, sinkt aber mit zunehmendem Alter. Fast spiegelbildlich verläuft der Anteil der Eltern, die gut mit ihrem Einkommen auskommen: Die jungen Alterskohorten liegen noch deutlich unter dem österreichischen Durchschnitt von 37%, mit zunehmendem Alter der Eltern steigt dieser Anteil über den Durchschnitt (Abb. 65.1).

Pessimistische Zukunftserwartungen von derzeitiger Situation geprägt

Auch wenn sich zumindest bei den Eltern zeigt, dass sich die Situation mit zunehmendem Alter tendenziell verbessert, und trotz der einfachen Annahme, dass sich die Situation derer, die heute mit Schwierigkeiten zu kämpfen haben, in Zukunft eher nicht weiter verschlechtern wird, ist erkennbar, dass die pessimistischen Erwartungen gerade bei denjenigen stärker ausgeprägt sind, die schon heute mit ihrem Einkommen nur schwer das Auslangen finden: Das Viertel der Befragten mit negativen Zukunftserwartungen setzt sich zu einem deutlich höheren Anteil aus Personen zusammen, die bereits jetzt nur schwer über die Runden kommen (Abb. 65.2).

66 Kinderwunsch krisenbedingt geändert?

ISABELLA BUBER-ENNSER • CLAUDIA HERBST

Der Wunsch ein (weiteres) Kind zu bekommen, kann sich im Laufe des Lebens ändern. Neben vielfach beforschten Faktoren (Partnerschaft, Karriere etc.) können globale Krisen wie die Coronapandemie, die jüngsten Preisentwicklungen und der aktuelle Krieg in der Ukraine kurz- oder längerfristig beeinflussen, ob, wann und wie viele Kinder geplant sind.

Globale Krisen beeinflussen jede dritte Person in ihrem Kinderwunsch

Knapp ein Drittel der Befragten hat den eigenen Kinderwunsch aufgrund der genannten Krisen entweder geändert (11%) oder ist sich diesbezüglich „unsicher“ (19%). Frauen geben dies öfter an als Männer. Ebenso beeinflussen die aktuellen Krisen besonders Personen unter 30 Jahren in ihrem Kinderwunsch. Auch überdenken niedrigere und mittlere Bildungsschichten häufiger ihren Kinderwunsch als höher Gebildete. Gleichzeitig hat sich der Kinderwunsch bei vier von zehn Personen nicht geändert (Abb. 66.1).

Eine Unterscheidung nach der Kinderzahl zeigt, dass vor allem Eltern mit zwei oder mehr Kindern wegen der globalen Krisen ihre Familienpläne änderten (18% vs. 12% bei Eltern mit einem Kind und 10% bei Kinderlosen). Zudem waren sich Kinderlose oft unsicher hinsichtlich der Auswirkungen auf die Familienplanung. Auf die Frage, inwiefern der Kinderwunsch geändert wurde, meinte der Großteil, sich weniger bzw. keine Kinder mehr zu wünschen. Lediglich 5% wünschen sich mehr Kinder als noch vor den Krisen.

Klarer Zusammenhang zwischen Änderungen in der Familienplanung und Belastung durch globale Krisen

Personen mit geändertem Kinderwunsch fühlen sich aufgrund der Preisentwicklung, der Coronapandemie und des Ukraine-Kriegs stärker belastet als jene, die sich bezüglich Änderungen ihres Kinderwunsches unsicher waren, deren Kinderwunsch fix blieb oder die noch nicht darüber nachgedacht haben, ob sie ihre Familienplanung aufgrund der genannten Krisen ändern werden (Abb. 66.2). Mit einem durchschnittlichen Wert von

7,7 – gemessen auf einer Skala von 0 (keine Belastung) bis 10 (hohe Belastung) – ist vor allem die Belastung durch Inflation auffallend hoch und dürfte die Hauptursache für Änderungen im Kinderwunsch sein.

Insgesamt können Krisenwahrnehmungen zu veränderten oder „unsicheren“ Kinderwünschen, vor allem zugunsten einer geringeren Kinderzahl, führen. Gerade Personen, die sich durch Krisen belastet fühlen, überdenken dabei zukünftige Lebensentscheidungen wie die Familienplanung.

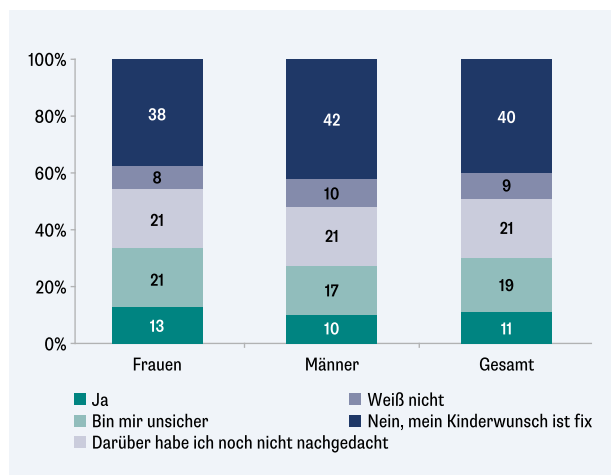


Abbildung 66.1: Änderung des Kinderwunsches aufgrund globaler Krisen (Coronapandemie, Preisentwicklung und Ukraine-Krieg, %)

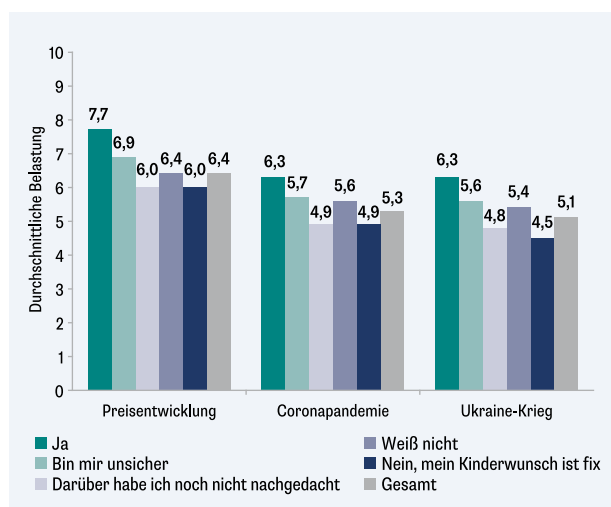


Abbildung 66.2: Belastung aufgrund globaler Krisen und Änderungen im Kinderwunsch



Anhang

Quellenverzeichnis

Sämtliche Fallzahlen sind ungewichtet, die Berechnungen beruhen auf gewichteten Werten. Falls nicht anderes angegeben, beziehen sich die Fallzahlen auf Personen im Alter von 18–59 Jahren.

- 1 **Das internationale Generations and Gender Programme**
- 2 **GGP.at – das Generations and Gender Programme in Österreich**
Abb. 2.1: Gesamtbevölkerung in Österreich und die im GGP-II erfasste Bevölkerungsgruppe, n=8.247.
- 3 **Kinderzahlen in Österreich**
Abb. 3.1 und 3.2: Zeman, K., T. Sobotka, R. Gisser, and M. Winkler-Dworak. 2023. Birth Barometer: Monitoring Fertility in Austria. Vienna Institute of Demography. <https://www.birthbarometer.at> (von den Autor:innen aktualisiert).
- 4 **Wo sich Paare kennenlernen**
Abb. 4.1: n=6.254 Männer und Frauen mit mindestens einer Partnerschaft mit gleichem Wohnsitz.
Abb. 4.2: Männer und Frauen in einer Partnerschaft mit gleichem Wohnsitz (n=5.696 heterosexuelle und n=107 gleichgeschlechtliche Paare).
- 5 **Paare in Österreich: Gleich und gleich gesellt sich gern**
Abb. 5.1: n=3.735 (Bildungsniveau), n=1.905 (Berufsklassen).
Abb. 5.2: n=5.428 (Bildungsniveau der Frau), n=5.414 (Bildungsniveau des Mannes).
- 6 **Partnerschaftsstatus und Heiratspläne**
Abb. 6.1: n=8.247, geglättete Anteile pro Einzeljahr.
Abb. 6.2: n=2.357, geglättete Anteile pro Einzeljahr.
- 7 **Living Apart Together – Paarbeziehungen über Haushaltsgrenzen hinweg**
Abb. 7.1: n=6.040 davon 899 LAT und 5.141 zusammenlebend.
Abb. 7.2: n=791.
- 8 **Gleichgeschlechtliche Paare**
Abb. 8.1: n=6.102 (davon 66 Mann+Mann und 47 Frau+Frau), 95 % Konfidenzintervalle.
Abb. 8.2: n=4.872 (davon 42 Mann+Mann und 30 Frau+Frau).
- 9 **Zufriedenheit und Konflikte in Partnerschaften**
Abb. 9.1: n=4.602.
Abb. 9.2: n=5.039 (Haushalt), n=5.025 (Finanzielles), n=4.728 (Kinderkriegen), n= 4.688 (Erziehung).
- 10 **Der Anfang vom Ende? Trennungsgedanken bei Paaren**
Abb. 10.1: n=5.577.
Abb. 10.2a: n=4.306 Personen mit zusammenlebender:m Partner:in.
Abb. 10.2b: n=5.677.
- 11 **Partnerschaften und Migrationshintergrund**
Abb. 11.1: n=6.098 Personen in Partnerschaft (GGP-II), n=3.892 Personen in Partnerschaft (2008 / 09).
Abb. 11.2: n=6.080 Personen in Partnerschaft.
- 12 **Partnerschaftsverläufe**
Abb. 12.1: n=7.945.
Abb. 12.2: n=5.215.
- 13 **Bildung und Alter der Frauen bei der ersten Geburt**
Abb. 13.1: n=1.391.
- 14 **Eigene Kinder, Stief-, Adoptiv- und Pflegekinder**
Abb. 14.1 und 14.2: n=8.247 (2022 / 23), n=4.902 (2008 / 09).
- 15 **Bei wem leben die Kinder?**
Abb. 15.1: n=4.296 Personen mit mindestens einem leiblichen Kind unter 18 Jahren.
Abb. 15.2: n=808 Personen mit mindestens einem minderjährigen Kind aus einer früheren Beziehung.
- 16 **Vater-Kind-Beziehung nach der Trennung der Eltern**
Abb. 16.1: n=257 Dyaden bei 185 Vätern.
Abb. 16.2: n=242 Dyaden bei 174 Vätern.
- 17 **Bildungsaufstiege in Österreich**
Abb. 17.1: n=5.184 Personen im Alter 30–59 Jahre. Das Bildungsniveau der Eltern ist das höchste angegebene beider Elternteile.
Abb. 17.2: n=5.184 Personen im Alter 30–59 Jahre (3.090 Frauen, 2.087 Männer, 7 divers). Das Bildungsniveau der Eltern ist das höchste angegebene beider Elternteile.
- 18 **Wer sind die Nesthocker?**
Abb. 18.1: n=2.005 Personen im Alter 25–34 Jahre, davon 179 Personen, die mit mindestens einem Elternteil in einem gemeinsamen Haushalt wohnen (Nesthocker) und 1.826, die ohne Eltern wohnen.
Abb. 18.2: n=179 Personen im Alter 25–34 Jahre, die mit mindestens einem Elternteil in einem gemeinsamen Haushalt wohnen (Nesthocker).
- 19 **Familien und Haushaltsformen**
Abb. 19.1: n=7.484.
Abb. 19.2: n=2.070.
- 20 **Aspekte intergenerationaler Beziehungen**
Abb. 20.1: n=6.116.
Abb. 20.2: Zwischen 28 und 646 Personen.
- 21 **Sind Kinder wichtig für ein erfülltes Leben?**
Abb. 21.1: n=8.223.
Abb. 21.2: n=8.174.
- 22 **Kinderwunsch und Kinderzahl von Frauen nach formaler Bildung**
Abb. 22.1: n=4.868.
Abb. 22.2: n=3.389.
- 23 **Eins, zwei oder drei? Zur idealen Kinderzahl**
Abb. 23.1: n=5.866 (Kinderwunsch), n=6.020 (ideale Kinderzahl) Personen im Alter 18–49 Jahre.
- 24 **Zwei-Kind-Ideal und Migrationshintergrund**
Abb. 24.1 und 24.2: n=5.840 Personen im Alter 18–49 Jahre.
- 25 **Religion und Kinderzahl**
Abb. 25.1: n=3.398.
Abb. 25.2: n=850 (gewünscht), n=625 (tatsächlich). Gewünschte Kinderzahl für Personen im Alter 20–29 Jahre, tatsächliche Kinderzahl für Personen im Alter 40–44 Jahre.
- 26 **Unsicherheiten im Kinderwunsch**
Abb. 26.1: n=5.690 Personen im Alter 18–49 Jahre, die zum Zeitpunkt der Befragung kein Kind erwarteten.
Abb. 26.2: n=3.030 Personen, die 2008 / 09 und 2012 / 13 am GGS teilnahmen, im Alter 18–45 Jahre bei der Erstbefragung.
- 27 **Kinderlosigkeit: Gewollt oder ungewollt?**
Abb. 27.1: n=2.797 Frauen und 2.004 Männer.
Abb. 27.2: n= 911 Frauen und 643 Männer (2008 / 09), n=680 Frauen und 515 Männer (2012 / 13), n=1.009 Frauen und 738 Männer (2022 / 23).
- 28 **Einzelkinder und Kinderwunsch**
Abb. 28.1: Ideale Kinderzahl: n=6.141 Personen im Alter 18–49 Jahre, davon 577 Einzelkinder. Realisierte Kinderzahl: n=3.114 Personen im Alter 45–59 Jahre, davon 259 Einzelkinder.
Abb. 28.2: n=6.141 Personen im Alter 18–49 Jahre, davon 577 Einzelkinder.
- 29 **Die (un)geplante Elternschaft**
Abb. 29.1: n=2.032 (werdende) Eltern.
- 30 **Kinderwunsch nach Altersgruppen: Kinderlose vs. Eltern**
Abb. 30.1: n= 6.018.
Die Autorinnen wurden gefördert durch den Europäischen Forschungsrat (ERC) im Rahmen des Forschungs- und Innovationsprogramms „Horizont 2020“ der Europäischen Union (BIC.LATE, Grant Agreement No. 101001410).
- 31 **Erfahrungen mit Unfruchtbarkeit**
Abb. 31.1: n=7.408.
Abb. 31.2: n=3.621.
Die Autorinnen wurden gefördert durch den ERC im Rahmen des Forschungs- und Innovationsprogramms „Horizont 2020“ der Europäischen Union (BIC.LATE, Grant Agreement No. 101001410).

- 32 **Prävalenz der assistierten Reproduktion bei Männern und Frauen**
Abb. 32.1: n=6.085.
Abb. 32.2: n=1.920.
Die Autorinnen wurden gefördert durch den ERC im Rahmen des Forschungs- und Innovationsprogramms „Horizont 2020“ der Europäischen Union (BIC.LATE, Grant Agreement No. 101001410).
- 33 **Kinderwunsch und Kinderzahl: 2009 und 2023 – ein Vergleich**
Abb. 33.1: n=4.392 (2009), n=4.284 (2023) Personen im Alter 18–45 Jahre.
Abb. 33.2: n=2.804 (2009), n=2.986 (2023) Frauen im Alter 18–45 Jahre.
- 34 **Erwerbstätigkeit im Paarkontext**
Abb. 34.1: n=4.295.
Abb. 34.2: n=2.149.
- 35 **Paare im erwerbsfähigen Alter**
Abb. 35.1: n=4.932.
Kinderlos, Alter 18–34: beide Partner sind in dieser Altersgruppe; Kinderlos, Alter 35+: mindestens ein Partner ist 35 Jahre oder älter.
- 36 **Der Work-Life-Balanceakt**
Abb. 36.1 und 36.2: n=5.262.
- 37 **Arbeiten zu Tagesrandzeiten und am Wochenende**
Abb. 37.1: Randzeiten: n=4.707, Wochenenden: n=4.693.
Abb. 37.2: Randzeiten: n=1.612; Wochenenden: n=1.596.
- 38 **Homeoffice und Stressbelastung**
Abb. 38.1: n=2.782.
Abb. 38.2: n=781.
- 39 **Entscheidung über das Erwerbsausmaß**
Abb. 39.1: n=4.441.
Abb. 39.2: n=5.045.
- 40 **Homeoffice und Stressbelastung**
Abb. 40.1: n=5.334.
Abb. 40.2: n=5.096.
- 41 **Leiden Kinder unter mütterlicher Berufstätigkeit?**
Abb. 41.1: „Ein Kind, das noch nicht zur Schule geht, wird wahrscheinlich darunter leiden, wenn seine Mutter berufstätig ist“, n=6.607.
Abb. 41.2: „Ein Kind, das noch nicht zur Schule geht, wird wahrscheinlich darunter leiden, wenn seine Mutter berufstätig ist“, n=6.708.
- 42 **Einstellungen zur Gleichstellung der Geschlechter in den Bereichen Bildung und (unbezahlte) Arbeit**
Abb. 42.1: n=6.950. Rollenbilder gemessen an den Fragen „Für wen ist eine universitäre Ausbildung wichtiger, für Männer oder für Frauen?“, „Für wen ist es wichtiger, eine Arbeitsstelle zu haben?“ und „Für wen ist es wichtiger, sich um den Haushalt und die Kinder zu kümmern?“
Abb. 42.2: n=6.812. Egalitäre Einstellung zur Bedeutung einer universitären Ausbildung, einer Arbeitsstelle sowie von Haushalt und Kinderbetreuung gemessen an der Antwort „Männer und Frauen gleichermaßen“.
- 43 **Arbeitsteilung im Haushalt**
Abb. 43.1: n=4.800 Personen in einer heterosexuellen Beziehung mit gemeinsamem Haushalt.
Abb. 43.2: n=4.725 Personen in einer heterosexuellen Beziehung mit gemeinsamem Haushalt.
- 44 **Kinderbezogene Tätigkeiten in Paarhaushalten: Wer ist dafür zuständig?**
Abb. 44.1: n=1.869 Personen mit Kindern unter 15 Jahren im Haushalt. Bei Hausaufgaben helfen und zu Bett bringen: n=1.139 Personen mit Kindern unter 15 Jahren im Haushalt, zumindest eines älter als 6 Jahre.
Abb. 44.2: n=893 vollzeiterwerbstätige Mütter im Paarhaushalt mit Kindern unter 15 Jahren. Bei Hausaufgaben helfen und zu Bett bringen: n=486. Vollzeiterwerbstätige Mütter im Paarhaushalt mit Kindern unter 15 Jahren, zumindest eines älter als 6 Jahre.
- 45 **Zufriedenheit mit Aufteilung von Hausarbeit und Kinderbetreuung**
Abb. 45.1: n=4.687 Personen in heterosexueller Partnerschaft.
Abb. 45.2: n=1.815. Personen in heterosexueller Partnerschaft mit Kindern im Haushalt.
- 46 **Können sich Frauen oder Männer besser um kleine Kinder kümmern?**
Abb. 46.1 und 46.2: n=7.190.
- 47 **Organisation der Kinderbetreuung und die Bedeutung informeller Unterstützungsangebote**
Abb. 47.1: n=1.213.
Abb. 47.2: n=1.209.
- 48 **Aufteilung der unbezahlten Arbeit im Zeitvergleich**
Abb. 48.1: n=3.064 (2008 / 09), n=4.812 (2022 / 23) heterosexuelle Paare.
Abb. 48.2: n=1.890 (2008 / 09), n=1.795 (2022 / 23) heterosexuelle Paare.
- 49 **Die Einkommens- und Vermögenssituation von Familien**
Tabelle 49.1: Die Fallzahl schwankt je nach Indikator (Jahresnettoeinkommen: n=4.137, Immobilienvermögen: n=7.746, alle anderen Indikatoren: n=8.247). Beim Immobilienvermögen wurden zunächst sowohl die Kategorie „nicht zutreffend“ als auch die Antwortkategorien „weiß ich nicht“ und „keine Antwort“ als unter 100.000 € bzw. 250.000 € gewertet. Für die zweite Berechnung wurde nur die Kategorie „nicht zutreffend“ zu unter 100.000 € bzw. 250.000 € gezählt, während die anderen beiden Antwortkategorien aus der Analyse ausgeschlossen wurden.
- 50 **Innerfamiliäre Transfers – vom Nehmen und Geben**
Abb. 50.1: n=1.629 Personen, die mind. € 250 in den letzten 12 Monaten erhalten haben; n=1.665 Personen, die mind. € 250 in den letzten 12 Monaten gegeben haben.
- 51 **Wohnstatus und finanzielle Situation**
Abb. 51.1 und 51.2: n=7.026.
- 52 **Umzugs- und Auswanderungsabsichten**
Abb. 52.1: n=8.247.
- 53 **Das Gefühl der sozialen Inklusion**
Abb. 53.1: n=7.094; n=7.179.
Abb. 53.2: n=7.363.
- 54 **Gesundheitszustand und Herausforderungen – eine Momentaufnahme**
Abb. 54.1: n=6.850, „schlechter Gesundheitszustand“ umfasst Einschränkungen, chronische Krankheiten (Herz-Kreislauf-, Atemwegs-, Stoffwechsel-, Magen-Darm-, neurologische, Muskel-Skelett-, Augen-, Krebs- und psychische Krankheiten), und mittelmäßigen, schlechten bzw. sehr schlechten Gesundheitszustand nach Selbsteinschätzung.
Abb. 54.2: n=601 Befragte mit Angaben zur Haushaltsstruktur und zum Gesundheitszustand der Haushaltsmitglieder
- 55 **Kinder und Lebenszufriedenheit**
Abb. 55.1: n=7.341.
Abb. 55.2: n=7.341.
- 56 **Psychisches Wohlbefinden: Depressionsrisiko**
Abb. 56.1: n=7.405.
Abb. 56.2: n=7.405. Der Großteil der Analysen bezieht sich auf die Kinderzahl insgesamt, die neben leiblichen Kindern auch adoptierte Kinder und Stiefkinder inkludiert.
- 57 **Stress im Lebensverlauf: Manifestationen in verschiedenen Lebensbereichen**
Abb. 57.1 und 57.2: Zwischen n=4.966 und n=7.388 Personen. Diese Arbeit wurde vom Österreichischen Wissenschaftsfonds (FWF) unterstützt, Grant Nr. P31171-G29.
- 58 **Gesundheitsbezogener Stress, Familie und Pflegeverpflichtungen**
Abb. 58.1: n=2.526 (Kinder), n=4.052 (Partner:in), n=5.259 (weitere Haushaltsmitglieder) Personen in Partnerschaften; bei Kindern wurden nur jene Personen herangezogen, deren Kinder im jeweiligen Haushalt wohnen.
Abb. 58.2: n=3.037 (Unterstützung), n=509 (keine Unterstützung) Personen ohne eigene gesundheitliche Einschränkungen.
- 59 **Die Prävalenz von gesundheitsbezogenem Stress in sozialen Gruppen**
Abb. 59.1: n=7.182 (Geschlecht), n=7.142 (Alter).
Abb. 59.2: n=7.071 (Bildung), n=6.975 (Erwerbsstatus).
- 60 **Glücksgefühl und soziale Netzwerke nach Geburtsland**
Abb. 60.1: n=7.226.
Abb. 60.2a: n=7.184.
Abb. 60.2b: n=7.076.
- 61 **Reduzieren Kinder die Onlinezeiten Erwachsener?**
Abb. 61.1 und 61.2: n=7.963.
- 62 **Auswirkungen multipler Krise**
Abb. 62.1: n=7.031.
Abb. 62.2: n=6.653.
- 63 **Wie gehen Familien mit der Teuerung um?**
Abb. 63.1: n=6.795.
Abb. 63.2: n=7.181.
- 64 **Krisenauswirkungen – was erwarten Familien?**
Abb. 64.1: n=6.386.
Abb. 64.2: n=5.976.
- 65 **Das Auskommen mit dem Einkommen**
Abb. 65.1: n=7.198.
Abb. 65.2: n=6.197.
- 66 **Kinderwunsch krisenbedingt geändert?**
Abb. 66.1 und 66.2: 3.122 Personen im Alter 18–49 Jahre.

Autor:innenverzeichnis

- Andreas Baierl** (ÖIF) ist Statistiker und forscht u. a. zu Kinderbetreuung und Vereinbarkeit von Beruf und Familie • andreas.baierl@oif.ac.at
- Eva Beaujouan** (DoD) forscht im Bereich Fertilität und Familie mit dem Schwerpunkt auf den reproduktiven Folgen später Elternschaft • eva.beaujouan@univie.ac.at
- Caroline Berghammer** (IfS, VID) forscht zu Familie und (un)bezahlter Arbeit, Fertilität sowie Partnerschaften • caroline.berghammer@univie.ac.at
- Isabella Buber-Ennser** (VID) forscht zu Fertilität, Kinderwunsch und dessen Realisierung, sowie zu Geflüchteten • isabella.buber-ennser@oeaw.ac.at
- Sabine Buchebner-Ferstl** (ÖIF) forscht zu Kindheit, Erziehung und Elternbildung • sabine.buchebner-ferstl@oif.ac.at
- Brian Buh** (VID) erforscht die Wechselwirkungen zwischen Fertilität und Erwerbstätigkeit, Wohnen und Wohnmobilität • brian.buh@oeaw.ac.at
- Marie-Caroline Compans** (DoD) forscht zu später Fertilität und assistierter Reproduktion • marie-caroline.compans@univie.ac.at
- Paola Di Giulio** (VID) forscht zu Langlebigkeit, Gesundheit und Familien • paola.digiulio@oeaw.ac.at
- Sonja Dörfler-Bolt** (ÖIF) forscht zu Familienpolitik, Geschlechterrollen, Scheidung sowie zu Familie und Migration • sonja.doerfler-bolt@oif.ac.at
- Christopher David Etter** (PLUS) forscht zu Stress, psychischer Gesundheit und Sozialpolitik aus einer soziologischen Perspektive • christopher.etter@plus.ac.at
- Beat Fux** (PLUS) forscht zu Familie, Demographie und Sozialpolitik sowie zu Sozialstruktur im europäischen Vergleich • beat.fux@plus.ac.at
- Christine Geserick** (ÖIF) forscht zu Familienbeziehungen, Sozialgeschichte der Familie und Sorgearbeit • christine.geserick@oif.ac.at
- Richard Gisser** (VID) forscht zu Demographie Österreichs • richard.gisser@oeaw.ac.at
- Gwen Göttl** (IfS) forscht zu unbezahlter Arbeit und Wohlbefinden in Familien • gwen.goetl@univie.ac.at
- Lukas Gutmorgeth** (DoD) forscht zum Thema Fruchtbarkeitsverzögerung • lukas.gutmorgeth@univie.ac.at
- Claudia Herbst** (PLUS) forscht zum Wandel von Kinderwunsch und Familiendynamiken im Kontext gesellschaftlicher Krisen • claudia.herbst1@stud.plus.ac.at
- Markus Kaindl** (ÖIF) forscht zu Vereinbarkeit von Familie und Beruf, Kinderbetreuung und Generationenbeziehungen • markus.kaindl@oif.ac.at
- Ester Lazzari** (DoD) forscht zu später Fertilität und assistierter Reproduktion • ester.lazzari@univie.ac.at
- Norbert Neuwirth** (ÖIF) leitet seit 2007 das GGP in Österreich und forscht zu Familienpolitik, Fertilität, Lebensstandards und Familienentwicklung • norbert.neuwirth@oif.ac.at
- Bernhard Riederer** (VID) forscht zu Fertilität, Lebensqualität von Familien und Konsequenzen der Elternschaft • bernhard.riederer@oeaw.ac.at
- Eva-Maria Schmidt** (ÖIF, IfS) forscht zu sozialen Normen und Elternschaft, Arbeit, sowie zu digitalen Medien aus Kinderperspektive • eva-maria.schmidt@oif.ac.at
- Ingrid Setz** (VID) forscht an der Schnittstelle von Fertilität, Arbeitsmarkt und Ökonomie • ingrid.setz@oeaw.ac.at
- Shalini Singh** (DoD) forscht zu Fertilitätsabsichten, Reproduktionsverhalten und später Fertilität • shalini.singh@univie.ac.at
- Tomáš Sobotka** (VID) forscht zu niedriger Fertilität und Familienwandel, Kinderlosigkeit und assistierter Reproduktion sowie Migration • tomas.sobotka@oeaw.ac.at
- Georg Wernhart** (ÖIF) forscht zur ökonomischen Situation von Familien und generationalen Austauschbeziehungen • georg.wernhart@oif.ac.at
- Lorenz Wurm** (ÖIF) forscht zu Vereinbarkeit von Familie und Erwerbstätigkeit • lorenz.wurm@oif.ac.at
- Kryštof Zeman** (VID) forscht zu Fertilität in Ländern mit niedriger Fertilität, mit Schwerpunkt auf Daten, Messung und Methodik • krystof.zeman@oeaw.ac.at

DoD	Department of Demography, Universität Wien https://demografie.univie.ac.at
IfS	Institut für Soziologie, Universität Wien https://www.soz.univie.ac.at
ÖIF	Österreichisches Institut für Familienforschung an der Universität Wien https://www.oif.ac.at
PLUS	Paris Lodron Universität Salzburg https://www.plus.ac.at
VID	Vienna Institute of Demography, Österreichische Akademie der Wissenschaften https://oeaw.ac.at/vid



**Der GGP ist seit 2021 eine
ESFRI-Forschungsinfrastruktur.**